

Prolog

Rumänien – Siebenbürgen – Transsilvanien, Ende des 17. Jahrhunderts

Der Nebel lag schwer über dem Dorf. Die kleinen Häuser aus Holz und Lehm duckten sich dicht aneinander, als wollten sie Schutz voreinander suchen. Der Wind strich über die Felder und brachte den Geruch von feuchter Erde und Rauch mit sich. Es war eine Nacht, in der Hunde nicht bellten und Menschen besser zu Hause blieben.

Anna ging schneller. Der Korb in ihren Armen war leicht. Nur ein wenig Brot und getrocknetes Fleisch. Ihre Schwester war krank und der Weg zum Nachbardorf hatte länger gedauert, als erwartet.

Jetzt war es bereits dunkel. Zu dunkel. Der Mond hing bleich über den Hügeln. Anna zog den Mantel enger um sich. Dann blieb sie stehen.

Der Weg vor ihr war nicht mehr leer. Ein Mann stand dort. Mitten auf der Straße. Groß. Bewegungslos. Sein Mantel war schwarz, und der Wind spielte leicht mit dem Stoff.

„Guten Abend“, sagte Anna vorsichtig.

Der Mann antwortete nicht. Er hob nur langsam den Kopf.

In diesem Moment sah sie seine Augen. Rot. Nicht hell wie Feuer. Sondern dunkel. Wie Blut im Mondlicht.

Anna machte einen Schritt zurück.

„Ich ... ich wollte Euch nicht stören.“

Der Mann bewegte sich plötzlich. Sehr schnell. Einen Augenblick war er noch zehn Schritte entfernt. Im nächsten stand er direkt vor ihr.

Anna spürte eine Hand an ihrem Hals. Kalt. Unmenschlich stark. Der Korb fiel zu Boden. Brot rollte über den schlammigen Weg.

„Bitte ...“, flüsterte sie.

Der Mann betrachtete sie ruhig. Sein Gesicht war blass. Fast schön. Doch als er lächelte, sah Anna die Zähne. Lange Reißzähne. Zu lang für einen Menschen.

Sie wollte schreien. Aber die Hand an ihrem Hals drückte zu. Der Mann beugte sich langsam vor. Seine Stimme war leise. Fast freundlich.

„Angst ist eine wunderbare Sache.“

Dann biss er zu. Der Schrei der Frau hallte über die Felder. Doch niemand hörte ihn.

Der Mann ließ ihren Körper schließlich in den Schlamm fallen. Er stand einen Moment still da und sah zum Dorf hinüber. Die Lichter der Häuser flackerten schwach in der Ferne.

Ein Lächeln erschien auf seinem Gesicht. Heute Nacht würde er nicht allein jagen.

Er ging langsam auf das Dorf zu.

Sein Name war Marton Wurlak. Und in dieser Nacht begann eine Legende, die Jahrhunderte überdauern sollte.

Kapitel 1

Wien – Gegenwart

Die Nacht war kalt.

Ein feiner Regen fiel über den Straßen des zehnten Bezirks und verwandelte das Licht der Straßenlaternen in flimmernde Spiegel auf dem Asphalt. Die meisten Menschen waren längst zu Hause.

Nur wenige bewegten sich noch durch die dunklen Gassen. Eine davon war schmal und schlecht beleuchtet. Müllcontainer standen dicht an den Hauswänden. Graffiti bedeckten den bröckelnden Putz der alten Gebäude.

Ein Mann ging schnell durch die Gasse. Er war Mitte dreißig, trug eine dünne Jacke und sah sich immer wieder nervös um. Seine Schritte hallten zwischen den Häusern wider. Er hatte das Gefühl, beobachtet zu werden. Doch wenn er sich umdrehte, war niemand zu sehen. Nur Dunkelheit.

Der Mann beschleunigte seine Schritte. Dann hörte er etwas. Ein Geräusch hinter ihm. Leise. Wie ein Schritt auf nassem Beton.

Er drehte sich um.

„Hallo?“

Keine Antwort. Der Regen fiel stärker. Der Mann lachte nervös.

„Sehr witzig.“

Dann sah er die Gestalt. Sie stand am Ende der Gasse. Groß. Still. Das Gesicht im Schatten.

„Was wollen Sie?“, fragte der Mann.

Die Gestalt bewegte sich. Ein Schritt. Noch einer. Dann plötzlich schneller. Viel schneller.

Der Mann wollte reagieren, doch es war zu spät. Die Hand des Fremden packte seinen Hals mit einer Kraft, die kein Mensch besitzen konnte. Er wurde gegen die Wand gedrückt. Seine Füße verloren den Kontakt zum Boden.

„Was zum Teuf ...“, keuchte er.

Der Fremde sagte nichts. Seine Augen glühten dunkel im schwachen Licht der Laterne. Dann öffnete sich sein Mund. Reißzähne blitzten auf. Der junge Mann schrie. Der Schrei wurde abrupt unterbrochen. Der Körper erschlaffte.

Der Fremde ließ ihn langsam zu Boden gleiten. Der Regen spülte bereits das Blut über den Asphalt. Ein paar Sekunden später war die Gestalt verschwunden. Als hätte es sie nie gegeben.

Zwei Stunden später. Licht färbte die Gasse blau und weiß. Mehrere Polizeiautos standen auf der Straße. Absperrband flatterte im Wind.

Oberinspektor Wolf Ritter duckte sich unter dem Band hindurch und trat in die Gasse. Der Mann war groß, breit gebaut und hatte graues Haar. Sein Gesicht war von Jahrzehnten Polizeiarbeit gezeichnet.

Er sah sich kurz um.

„Was haben wir?“

Ein junger Beamter trat zu ihm.

„Männlich, etwa dreißig. Keine Ausweise.“

Ritter ging näher an den Körper heran. Die Leiche lag auf dem Rücken. Die Haut war ungewöhnlich blass. Er kniete sich neben den Toten. Dann sah er die Wunden. Zwei kleine Einstiche am Hals. Er runzelte die Stirn.

„Ein Tier?“

Der junge Beamte schüttelte den Kopf.

„Keine Ahnung.“

Ritter richtete sich langsam wieder auf.

„Rufen Sie Waldmann!“

Der Beamte nickte.

„Der ist schon unterwegs.“

Ritter sah noch einmal auf die Leiche. Irgendetwas an diesem Fall gefiel ihm nicht. Gar nicht. Und tief in seinem Inneren hatte er das Gefühl, dass dies erst der Anfang war.

Kapitel 2

Der Pathologe

Der Regen hatte aufgehört, als Dr. Thomas Waldmann in der Gasse ankam. Er stieg aus seinem Wagen, zog den Mantel enger um sich und sah sich kurz um. Blaulicht spiegelte sich auf dem nassen Asphalt. Ein Krankenwagen stand am Rand der Straße, daneben mehrere Streifenwagen. Waldmann duckte sich unter dem Absperrband hindurch.

„Wolf.“

Oberinspektor Ritter drehte sich um.

„Du hast dir Zeit gelassen.“

Waldmann sah auf seine Uhr.

„Vier Uhr morgens ist für normale Menschen eine ungewöhnliche Arbeitszeit.“

Ritter grinste kurz.

„Du bist kein normaler Mensch.“

Der Pathologe trat näher an die Leiche heran. Der Körper lag noch immer dort, wo die Beamten ihn gefunden hatten. Waldmann kniete sich hin. Er zog eine kleine Taschenlampe aus der Manteltasche und leuchtete auf den Hals des Toten. Dann wurde er still.

„Was ist?“, fragte Ritter.

Waldmann antwortete nicht sofort. Er betrachtete die Wunden genauer. Zwei kleine Einstiche. Sauber. Fast chirurgisch.

„Das gefällt mir nicht“, murmelte er schließlich.

Ritter verschränkte die Arme.

„Das sagst du bei jeder Leiche.“

„Nein.“ Waldmann richtete sich langsam auf. „Das hier ist anders.“ Er zeigte auf die Wunden. „Siehst du das?“

Ritter beugte sich leicht vor.

„Zwei Löcher. Sehr präzise.“

Der Pathologe runzelte die Stirn.

„Unheimlich präzise.“

Ritter sah ihn an.

„Also kein Tier.“

„Nein.“

Waldmann leuchtete erneut auf den Hals.

„Ein Tier würde reißen.“ Er zeigte auf die Haut. „Hier wurde nur gestochen.“

Ritter blickte wieder auf die Leiche.

„Und was bedeutet das?“

Waldmann antwortete ruhig: „Dass jemand sehr genau wusste, was er tat.“

Der Pathologe nahm vorsichtig eine kleine Probe aus der Wunde. Dann sah er auf den Körper. Sein Gesicht wurde ernster.

„Wolf.“

„Ja?“

„Hast du bemerkt, wie blass er ist?“

Ritter nickte.

„Ja.“

„Zu blass.“ Waldmann sah wieder auf den Hals. „Dieser Mann hat fast kein Blut mehr im Körper.“

Ritter zog eine Augenbraue hoch.

„Er ist ausgeblutet?“

Der Pathologe schüttelte langsam den Kopf.

„Nicht auf normale Weise.“

Stille. Der Wind bewegte das Absperrband. Ritter sah noch einmal auf die Wunden.

„Du willst mir doch nicht erzählen, dass jemand ...“

Waldmann stand auf.

„Ich will dir gar nichts erzählen.“ Er zog die Handschuhe aus. „Ich will ihn erst im Labor sehen.“ Dann sah er Ritter an. „Aber eines kann ich dir jetzt schon sagen.“

„Was?“

Der Pathologe deutete auf den Körper.

„Das hier ist kein gewöhnlicher Mordfall.“

Ritter seufzte.

„Das dachte ich mir.“

Er sah die dunkle Gasse entlang. Irgendetwas bewegte sich in der Finsternis dieser Stadt. Und er hatte das Gefühl, dass man gerade erst angefangen hatte zu töten.

Kapitel 3

Polizeipräsidium Wien

Der Morgen begann grau. Ein bleicher Himmel hing über der Stadt, als Oberinspektor Wolf Ritter durch den langen Flur des Polizeipräsidiums ging. Die Neonröhren an der Decke summten leise.

Ritter war seit über dreißig Jahren Polizist. Er hatte Morde gesehen, die ihm noch heute nachts im Schlaf erschienen. Eifersucht, Geld, Drogen, Familienfehden. Menschen waren zu allem fähig, wenn sie verzweifelt genug waren.

Aber dieser Fall gefiel ihm nicht. Gar nicht.

Er betrat sein Büro, warf seinen Mantel über den Stuhl und setzte sich an den Schreibtisch. Die Akte der letzten Nacht lag bereits dort. Ein junger Beamter hatte sie hingelegt. Ritter öffnete sie. Fotos der Leiche. Die Einstiche am Hals. Er betrachtete sie lange.

Dann klopfte es an der Tür.

„Herein.“

Dr. Thomas Waldmann trat ein. Der Pathologe trug wie immer einen dunklen Mantel und hielt eine dünne Mappe unter dem Arm. Sein Gesicht wirkte müde, aber seine Augen waren wach.

„Du siehst aus, als hättest du schlecht geschlafen“, sagte Ritter.

Waldmann setzte sich auf den Stuhl gegenüber.

„Ich habe gar nicht geschlafen.“

Ritter schob ihm die Fotos über den Tisch.

„Dann sag mir, dass ich mich irre!“

Waldmann betrachtete die Bilder.

„Du irrst dich.“

Ritter lehnte sich zurück.

„Gut.“

Waldmann hob den Blick.

„Aber nicht in der Art, wie du hoffst.“

Stille. Der Pathologe legte die Mappe auf den Tisch und öffnete sie.

„Ich habe mir den Körper genauer angesehen.“ Er zog einige Ausdrucke hervor.

„Der Mann hatte fast kein Blut mehr im Körper.“

Ritter runzelte die Stirn.

„Du hast das gestern schon erwähnt.“

„Ja.“ Waldmann tippte mit dem Finger auf den Bericht. „Aber ich habe inzwischen berechnet, wie viel Blut fehlen müsste.“

„Und?“

Der Pathologe sah ihn an.

„Fast alles.“

Ritter schwieg einen Moment.

Dann sagte er: „Also hat jemand ihn ausbluten lassen.“

Waldmann schüttelte langsam den Kopf.

„Nicht so.“

„Wie dann?“

Der Pathologe lehnte sich zurück.

„Ich habe keine Ahnung.“

Ritter lachte trocken.

„Das höre ich selten von dir.“

Waldmann lächelte schwach. Er deutete auf die Fotos.

„Diese Wunden sind zu präzise.“

Ritter sah sie wieder an.

„Ein Werkzeug?“

„Vielleicht.“ Waldmann dachte kurz nach. „Oder Zähne.“

Ritter sah ihn an.

„Du willst mich verarschen.“

Der Pathologe hob die Hände.

„Ich sage nur, was ich sehe.“

Der Raum wurde still. Ritter stand auf und ging zum Fenster. Die Stadt erwachte langsam. Autos fuhren über die nassen Straßen. Menschen gingen zur Arbeit. Alles wirkte normal.

Doch Ritter wusste, dass irgendwo da draußen jemand herumlief, der einen Menschen fast vollständig hatte ausbluten lassen.

Er drehte sich wieder zu Waldmann.

„Was sagt dein Bauchgefühl?“

Der Pathologe überlegte kurz.

Dann sagte er ruhig: „Dass wir am Anfang von etwas stehen.“

Ritter seufzte.

„Ich hasse solche Fälle.“

Waldmann nickte.

„Ich auch.“

Kapitel 4

Adrian

Der Dachboden war still. Der Wind strich über die alten Ziegel des Hauses und ließ die Holzbalken gelegentlich leise knarren. Durch ein kleines Dachfenster fiel das graue Licht des frühen Morgens. Von hier oben konnte man über die Dächer Wiens sehen. Schornsteine. Antennen. Die langsam erwachende Stadt.

Adrian Falk stand am Fenster und beobachtete sie. Er tat das oft. Menschen gingen zur Arbeit. Straßenbahnen fuhren durch die Gassen. Autos bewegten sich wie kleine glänzende Käfer durch die nassen Straßen. Alles wirkte normal.

Doch Adrian wusste, dass diese Stadt nachts eine andere war. Eine dunklere. Eine gefährlichere. Er drehte sich vom Fenster weg.

Der Raum war spärlich eingerichtet. Ein Bett. Ein alter Tisch. Ein Stuhl. Und in der Ecke stand ein Grammophon.

Adrian nahm vorsichtig eine Schellackplatte aus einer Holzkiste. Die Platte war alt, vielleicht aus den Zwanzigerjahren. Er legte sie auf den Teller. Die Nadel knisterte kurz. Dann begann leise Musik, den Raum zu füllen. Eine langsame Melodie aus einer längst vergangenen Zeit.

Adrian schloss kurz die Augen. Er erinnerte sich an Wien vor hundert Jahren. An Cafés voller Rauch, an Musik, an Menschen, die tanzten.

Damals war er noch ein Mensch gewesen. Jetzt war er etwas anderes. Er setzte sich auf den Stuhl und hörte der Musik zu.

Dann runzelte er plötzlich die Stirn. Seine Sinne waren schärfer als die eines Menschen. Er konnte Dinge wahrnehmen, die andere nicht bemerkten. Und etwas in der Luft der Stadt hatte sich verändert.

Adrian stand langsam auf. Er trat wieder an das Dachfenster. Sein Blick wanderte über die Straßen. Er wusste nicht genau, was es war. Doch sein Instinkt sagte ihm etwas. In Wien war ein neuer Jäger aufgetaucht. Oder schlimmer – ein neues Raubtier.

Adrian spürte ein vertrautes Gefühl in seiner Brust. Ein Gefühl, das er seit vielen Jahren nicht mehr gehabt hatte: Angst.

Kapitel 5

Der Tatort

Die folgende Nacht war ruhig. Der Regen hatte zur Gänze aufgehört und die Straßen des zehnten Bezirks lagen still unter dem schwachen Licht der Laternen. Die Polizei war längst verschwunden. Nur das Absperrband hing noch zwischen zwei Müllcontainern und bewegte sich leicht im Wind.

Die meisten Menschen gingen an diesem Ort vorbei, ohne etwas zu bemerken. Doch Adrian Falk blieb stehen. Er war lautlos aus dem Schatten der Häuser aufgetaucht. Seine Bewegungen waren ruhig, kontrolliert, fast lautlos.

Er blieb am Eingang der Gasse stehen und betrachtete den Ort. Der Geruch war noch immer da. Blut. Für einen Menschen kaum wahrnehmbar, für Adrian war es eindeutig.

Er ging langsam weiter. Seine Schritte berührten kaum den Boden. Der Wind bewegte eine weggeworfene Zeitung über den Asphalt.

Adrian kniete sich schließlich genau auf die Stelle, wo der Körper gelegen war. Er schloss kurz die Augen und konzentrierte sich.

Ein Vampir konnte Dinge wahrnehmen, die Menschen niemals bemerken würden. Den Geruch von Angst, den metallischen Geschmack von Blut, die schwachen Spuren von Gewalt in der Luft.

Adrian öffnete die Augen wieder. Sein Gesicht wurde ernst.

„Verdammt ...“

Er stand langsam auf. Die Spuren waren eindeutig. Der Täter war kein Mensch gewesen. Das hatte Adrian schon vermutet. Doch jetzt wusste er noch etwas anderes. Der Vampir, der hier gejagt hatte, war nicht jung. Seine Spuren waren zu kontrolliert, zu sauber, zu brutal.

Adrian ging langsam weiter durch die Gasse. Er blieb vor der Hauswand stehen, an der das Opfer gestorben war. Die Blutspuren waren vom Regen fast vollständig gewegewaschen worden. Doch Adrian konnte sie noch sehen.

Er legte die Hand gegen die Wand und plötzlich traf ihn eine Erinnerung. Nicht seine eigene, sondern eine Ahnung, ein Gefühl aus der Vergangenheit. Er kannte diese Art zu jagen. Er hatte sie schon einmal gesehen. Vor sehr langer Zeit.

Adrian spürte, wie sein Magen sich zusammenzog.

„Das kann nicht sein ...“

Er sah in die Dunkelheit der Gasse. Doch tief in seinem Inneren wusste er bereits, dass er sich nicht irrte. Wenn dieser Vampir wirklich in Wien war, dann würde die Stadt bald in Blut versinken.

Adrian sah noch einmal auf den Boden. Dann hob er langsam den Kopf. Seine Augen glühten kurz rot im Dunkeln. Ein Name erschien in seinen Gedanken. Ein Name, den er seit Jahrzehnten nicht mehr ausgesprochen hatte: Marton Wurlak.

Adrian spürte zum ersten Mal seit vielen Jahren echte Angst. Denn wenn Marton wirklich in Wien war, dann hatte die Jagd gerade erst begonnen.

Kapitel 6

Der Schlachthof

Die Fabrik lag am Rand der Stadt. Niemand arbeitete hier mehr. Die Gebäude waren alt, die Fenster zerbrochen und der Wind fuhr durch die offenen Hallen wie durch ein riesiges verlassenes Skelett.

Früher war dies ein Schlachthof gewesen. Die alten Schienen unter der Decke waren noch immer da. Metallhaken hingen daran, rostig und dunkel. Manchmal bewegten sie sich leicht im Wind und erzeugten ein leises Klirren. Der Boden war aus Beton. Risse zogen sich durch die Oberfläche. Und in einigen der alten Abflussrinnen war der Geruch von Blut nie ganz verschwunden.

In der Mitte der mächtigen Halle stand ein Mann. Groß, reglos. Sein Mantel fiel dunkel über seine Schultern. Marton Wurlak betrachtete die Halle mit einem ruhigen, fast zufriedenen Blick. Er mochte diesen Ort. Er erinnerte ihn an die Vergangenheit, an andere Zeiten, an andere Städte.

Hinter ihm bewegten sich Schatten. Drei Gestalten standen in der Dunkelheit der Halle. Neue Vampire, noch jung, noch unruhig. Ihre Bewegungen waren nervös, fast Tieren ähnlich. Sie hatten noch nicht gelernt, ihre Instinkte zu kontrollieren.

Marton drehte langsam den Kopf.

„Ihr müsst lernen!“

Seine Stimme war ruhig. Doch sie hatte etwas Kaltes. Etwas Unmenschliches.

Einer der jungen Vampire trat einen Schritt vor. Seine Augen glühten rot.

„Wir sind hungrig.“

Marton lächelte leicht.

„Das seid ihr immer.“

Er ging langsam durch die Halle. Seine Schritte hallten leise auf dem Beton.

Dann blieb er vor einer schweren Metaltür stehen. Er öffnete sie. Der Raum dahinter war dunkel. Und voller Angst. Mehrere Menschen saßen dort auf dem Boden. Gefesselt. Ihre Gesichter waren bleich. Als sie Marton sahen, begannen einige zu weinen. Andere starrten ihn nur an, vollkommen stumm.

Marton betrachtete sie eine Weile. Dann sah er über seine Schulter.

„Nahrung.“

Die jungen Vampire bewegten sich sofort. Ihre Augen wurden heller, hungriger.

Doch Marton hob langsam eine Hand. Sofort blieben sie stehen.

„Nicht alle.“

Seine Stimme war ruhig. Fast wie ein Vater es tut, geduldig.

„Wenn ihr alles sofort verschlingt ...“ Er machte eine kurze Pause. „... bleibt euch für morgen nichts mehr.“

Einer der Vampire knurrte leise. Marton sah ihn an. Nur ein kurzer Blick. Der junge Vampir wich sofort zurück.

Marton trat wieder in die Halle hinaus. Er ging langsam zu den alten Metallhaken unter der Decke. Er strich mit den Fingern über einen der rostigen Haken.

„Menschen haben hier früher Tiere geschlachtet.“ Seine Stimme klang fast nachdenklich. Dann lächelte er. „Ich mag Ironie.“

Der Wind bewegte die Metallketten über ihm. Ein leises Klirren erfüllte die Halle.

Marton sah zum Eingang des Gebäudes. Irgendetwas in ihm war plötzlich aufmerksam geworden. Ein Instinkt. Ein uraltes Gefühl. Er konnte es nicht genau erklären. Doch er spürte es. In der Stadt war noch etwas anderes. Ein anderer Vampir. Und Marton begann zu lächeln.

„Interessant ...“ Seine Augen glühten im Dunkeln. „Dann wird diese Stadt vielleicht doch unterhaltsam.“

Kapitel 7

Die zweite Leiche

Der Anruf kam kurz nach sechs Uhr morgens. Oberinspektor Wolf Ritter saß gerade in seinem Büro im Polizeipräsidium und starrte auf den Bericht der letzten Nacht, als das Telefon klingelte. Er nahm den Hörer ab.

„Ritter.“

Am anderen Ende meldete sich eine bekannte Stimme.

„Du solltest herkommen!“

Ritter erkannte sofort, wer es war. Dr. Thomas Waldmann.

„Ich war erst vor ein paar Stunden bei dir.“

„Ich weiß.“

Eine kurze Pause.

Dann sagte Waldmann ruhig: „Jetzt haben wir eine zweite Leiche.“

Ritter schloss langsam die Augen.

„Verdammt!“

Eine halbe Stunde später stand er in der Gerichtsmedizin. Der Raum war hell erleuchtet und der Geruch von Desinfektionsmittel lag schwer in der Luft.

Waldmann stand bereits am Obduktionstisch. Der Körper lag unter einem weißen Tuch.

„Sag mir, dass das nichts mit dem anderen Fall zu tun hat!“, sagte Ritter.

Waldmann zog das Tuch zurück. Der tote Körper war eine Frau. Vielleicht Mitte zwanzig. Ihre Haut war blass. Fast grau.

Ritter trat näher. Dann sah er die Wunden. Die gleichen zwei Einstiche am Hals.

Er fluchte leise: „Nicht schon wieder!“

Waldmann nickte.

„Gefunden in einer Seitenstraße im dritten Bezirk.“

„Zeugen?“

„Keine.“

Ritter sah auf die Leiche.

„Also wieder ein zufälliges Opfer.“

Waldmann nahm eine kleine Lampe und leuchtete auf die Haut der Frau.

„Nicht ganz.“

Ritter runzelte die Stirn.

„Was meinst du damit?“

Der Pathologe zeigte auf den Hals.

„Die Wunden sind tiefer als beim ersten Opfer.“

Ritter beugte sich näher.

„Also brutaler.“

„Nein.“ Waldmann sah ihn ernst an. „Effizienter.“

Ritter blickte ihn einen Moment lang an.

„Du willst sagen, der Täter wird besser?“

Waldmann antwortete ruhig: „Oder hungriger.“

Der Pathologe nahm ein Skalpell und begann vorsichtig mit der Untersuchung.

Der Schnitt war präzise und routiniert. Doch plötzlich hielt Waldmann inne.

„Interessant.“

Ritter verschränkte die Arme.

„Das sagst du in letzter Zeit sehr oft.“

Waldmann zeigte auf den Brustkorb.

„Sieh dir das an!“

Ritter trat näher. Die Organe der Frau wirkten seltsam. Fast ausgetrocknet.

„Was bedeutet das?“

Waldmann antwortete langsam: „Dass auch sie fast vollständig ausgeblutet ist.“

Stille. Ritter ging einige Schritte durch den Raum. Dann blieb er stehen.

„Zwei Opfer in kurzer Zeit.“

Waldmann nickte.

„Und wahrscheinlich nicht die letzten.“

Ritter sah ihn an.

„Du klingst ziemlich sicher.“

Der Pathologe legte das Skalpell beiseite.

„Wolf ...“ Er machte eine kurze Pause. „Wenn das ein Serienmörder ist, dann ist er sehr ungewöhnlich.“

„Inwiefern ungewöhnlich?“

Waldmann sah wieder auf die Wunden.

„Er hinterlässt kaum Spuren.“

Ritter dachte nach.

Dann fragte er: „Ein Profi?“

Der Pathologe überlegte kurz.

„Vielleicht.“ Dann fügte er leise hinzu: „Oder etwas anderes.“

Ritter sah ihn scharf an.

„Was soll das heißen?“

Waldmann lächelte schwach.

„Ich sammle nur Daten.“

Der Raum wurde still. Ritter sah auf die tote Frau. Und zum ersten Mal fragte er sich ernsthaft, ob dieser Fall vielleicht größer war als alles, was er bisher erlebt hatte.

Kapitel 8

Begegnung in der Inneren Stadt

Die Nacht über Wien war klar geworden. Der Regen des Abends hatte die Luft gereinigt und über den engen Straßen der Inneren Stadt hing nun ein kühler ruhiger Himmel. Das Licht der Laternen spiegelte sich auf dem nassen Pflaster und zwischen den alten Häusern lagen lange Schatten. Die Gegend rund um den Stephansdom war um diese Stunde fast leer.

Tagsüber drängten sich hier Touristen, Straßenmusiker und Verkäufer. Doch nachts gehörten diese Gassen einer anderen Welt.

Adrian Falk bewegte sich lautlos über das Pflaster. Er trug einen langen dunklen Mantel, dessen Stoff sich im Wind bewegte. Seine Gestalt war groß und schlank, fast zwei Meter, mit schmalen Schultern und einer aufrechten Haltung, die noch aus einer anderen Zeit zu stammen schien.

Sein Gesicht war ungewöhnlich blass. Nicht krankhaft – eher wie Marmor. Seine Haare waren dunkel und leicht gewellt, etwa schulterlang, und fielen manchmal in sein Gesicht. Die Augen waren fast schwarz, so dunkel, dass man bei schwachem Licht kaum erkennen konnte, wo die Pupille endete.

Doch wenn Adrian Hunger hatte, begann in ihnen ein rotes Glimmen. Heute Nacht war dieses Glimmen nur schwach.

Er blieb vor einer kleinen Seitenstraße stehen. Die alten Häuser rund um den Dom wirkten wie stumme Zeugen vergangener Jahrhunderte. Ihre Fassaden trugen noch immer die Spuren der Zeit: verwitterte Steinfiguren, verblasste Ornamente.

Adrian kannte diese Straßen gut. Er kannte sie seit über hundert Jahren. Er hatte Wien gesehen, als Pferdekutschen durch diese Gassen gefahren waren. Er hatte gesehen, wie die ersten Automobile erschienen waren. Er hatte gesehen, wie Kriege gekommen und wieder verschwunden waren.

Doch in all dieser Zeit hatte er ein Gefühl nie verloren: Instinkt. Und dieser Instinkt sagte ihm, dass er heute Nacht nicht allein war.

Adrian blieb stehen. Seine Sinne wurden schärfer. Ein Mensch hätte nichts bemerkt. Doch Adrian hörte es. Ein kaum wahrnehmbarer Schritt hinter ihm.

Er drehte sich langsam um.

„Du bist vorsichtiger geworden.“

Die Stimme war ruhig. Tief. Mit einem leichten Akzent, der aus Osteuropa stammen konnte.

Aus dem Schatten einer Hauswand trat ein Mann hervor. Er war etwas kleiner als Adrian, aber immer noch groß – vielleicht eins achtzig. Sein Körper wirkte schlank, fast asketisch, doch seine Bewegungen hatten eine Eleganz, die nur sehr alte Vampire besaßen. Sein Gesicht war schmal. Hohe Wangenknochen. Eine lange gerade Nase. Die Haut war blass, aber nicht so makellos wie Adrians. Sie trug feine Linien, Spuren eines langen Lebens. Sein Haar war grau und zurückgekämmt. Seine Augen jedoch waren das Auffälligste. Hell. Fast silbrig. Und sehr ruhig.

Adrian erkannte ihn sofort.

„Florin.“

Der Mann lächelte leicht. Florin Răducanu, einer der ältesten Vampire Europas. Florin trug einen dunklen Mantel aus schwerem Stoff, der eher zu einem anderen Jahrhundert gepasst hätte. Seine Kleidung wirkte schlicht, aber elegant – ein Stil, der irgendwo zwischen Adel und Gelehrten lag.

„Du hast dich kaum verändert“, sagte Florin.

Adrian antwortete trocken: „Das sagt man uns Vampiren nach.“

Florin betrachtete ihn eine Weile.

„Siebenundzwanzig.“

Adrian nickte leicht.

„Als ich verwandelt wurde.“

Florin sah sich kurz in der Straße um. Seine Augen bewegten sich langsam über die Gebäude, als würde er die Stadt lesen.

„Wien ist größer geworden.“

„Und lauter.“

„Ja.“

Florin lächelte schwach.

„Aber die Nacht gehört immer noch uns.“

Die beiden Vampire schwiegen einen Moment. Zwischen ihnen lag eine lange Geschichte.

Florin war schon ein alter Vampir gewesen, als Adrian noch ein Mensch war. Er hatte Reiche fallen sehen, Kriege erlebt und Monster gekannt, die älter waren als beide zusammen.

Schließlich sagte Adrian: „Du bist nicht wegen der Architektur hier.“

Florin schüttelte langsam den Kopf. Sein Blick wurde ernster.

„Nein.“ Er trat einen Schritt näher. „Ich bin seinetwegen hier.“

Adrian sagte nichts. Doch in seinem Inneren wusste er bereits, wen Florin meinte.

Florin sprach den Namen schließlich aus: „Marton.“

Der Name lag schwer in der kalten Luft der Nacht. Ein Name, den viele Vampire nur flüsterten.

Florin sah Adrian genau an.

„Du hast seine Spuren bereits gesehen.“

Es war keine Frage.

Adrian nickte langsam.

Florin seufzte leise.

„Dann ist es wahr.“

Er sah kurz zum Dom hinauf. Der riesige Turm ragte dunkel in den Himmel.

„Ich hoffte, dass er irgendwo im Osten bleiben würde.“

Adrian verschränkte die Arme.

„Marton bleibt nie lange irgendwo.“

Florin lächelte bitter.

„Nein.“ Dann sagte er ruhig: „Er hinterlässt nur Friedhöfe.“

Der Wind fuhr durch die Gasse. Ein Polizeiauto fuhr über den Ring. Die Stadt lebte. Doch unter dieser Oberfläche bewegte sich etwas anderes.

Florin sah Adrian an.

„Weißt du, was das bedeutet?“

Adrian antwortete, ohne zu zögern: „Krieg.“

Florin nickte langsam.

„Ja.“ Dann fügte er hinzu: „Und Wien wird das Schlachtfeld sein.“

Kapitel 9

Die Ankunft der Jäger

Der Zug aus Deutschland rollte langsam in den Bahnhof ein. Die Bremsen quietschten metallisch, als der lange Intercity schließlich am Wiener Westbahnhof zum Stehen kam.

Der Bahnhof war zu dieser frühen Stunde noch halb leer. Einige Pendler standen mit Kaffeebechern auf dem Bahnsteig, während Lautsprecher gedämpfte Durchsagen machten. Über den Gleisen hing der Geruch von Diesel, Metall und frischem Gebäck aus den Bäckereien der Bahnhofshalle.

Die Türen des Zuges öffneten sich. Unter den wenigen Passagieren, die ausstiegen, befanden sich drei Menschen, die kaum auffielen. Doch jeder von ihnen hatte einen Grund, nach Wien gekommen zu sein.

Der erste war Frank Heller. Er war etwa Mitte fünfzig, groß gewachsen und breitschultrig. Sein Gesicht wirkte kantig und ernst, mit einem kurzen grauen Bart, der sein Kinn bedeckte. Die Haare waren dunkel, aber bereits von grauen Strähnen durchzogen. Seine Augen waren wach und aufmerksam. Ärzteaugen. Früher hatte er tatsächlich als Arzt gearbeitet. Ein sehr guter sogar.

Doch seine Karriere hatte vor vielen Jahren abrupt geendet – wegen einer Morphiumsucht, die ihn fast zerstört hatte.

Heute trug er einen dunklen Mantel und einen einfachen Lederrucksack über der Schulter. Seine Bewegungen waren ruhig, kontrolliert, aber in seinen Augen lag etwas, das man bei vielen Ärzten findet, die zu viel gesehen haben: Müdigkeit.

Neben ihm stand Robert Westergard. Westergard war größer als Heller und wirkte fast asketisch. Sein Körper war schlank, beinahe hager, doch unter seinem Mantel erkannte man die Haltung eines Mannes, der Disziplin gewohnt war. Sein Gesicht war schmal. Hohe Wangenknochen. Blonde Haare, die inzwischen leicht grau wurden. Seine hellblauen Augen wirkten ruhig.

Robert Westergard war früher Priester gewesen. Ein sehr überzeugter Priester. Doch sein Glaube hatte Risse bekommen, als er Dinge gesehen hatte, die in keiner Bibel beschrieben wurden. Heute trug er noch immer ein kleines Kreuz um den Hals. Nicht aus religiösem Glauben, sondern aus Erfahrung.

Die dritte Person war Adele von Hessen. Sie war deutlich jünger als die beiden Männer – vielleicht Anfang vierzig – und bewegte sich mit einer Selbstsicherheit, die sofort auffiel. Adele war groß, etwa eins siebzig, mit einer schlanken, athletischen Figur. Ihr blondes Haar fiel in weichen Wellen bis auf die Schultern und ihre grünen Augen hatten einen durchdringenden Blick, der Menschen oft dazu brachte, zuerst wegzusehen.

Sie war elegant gekleidet. Ein dunkler Mantel, maßgeschneiderte Stiefel, eine Lederhandtasche. Alles wirkte teuer.

Und tatsächlich war Adele sehr reich. Ihr verstorbener Ehemann hatte in London ein Immobilienimperium aufgebaut. Bis zu der Nacht, in der Vampire ihn töteten.

Seitdem hatte Adele ihr Leben verändert. Radikal.

Die drei blieben kurz auf dem Bahnsteig stehen. Heller sah sich um.

„Also ... Wien.“

Westergard betrachtete den Bahnhof.

„Schöne Stadt.“

Adele antwortete kühl: „Hoffen wir, dass sie es bleibt.“

Heller zog ein kleines Handy aus der Tasche. Er öffnete eine Nachricht.

„Zwei bestätigte Tote.“

Westergard nickte.

„Und wahrscheinlich mehr.“

Adele sah zum Ausgang des Bahnhofs.

„Wir sollten keine Zeit verlieren.“

Ein paar Minuten später saßen sie bereits in einem Taxi. Der Fahrer war ein älterer Wiener mit grauem Schnurrbart, der die drei kurz im Rückspiegel musterte.

„Wohin?“

Adele antwortete ruhig: „In den vierten Bezirk.“

Der Mann nickte.

„Alles klar.“

Der Wagen setzte sich in Bewegung. Das Taxi fuhr vom Bahnhofsvorplatz auf den Gürtel, eine der großen Verkehrsadern der Stadt.

Der Morgen begann langsam. Straßenbahnen ratterten über die Gleise. Cafés öffneten ihre Türen. Menschen gingen mit Kaffeebechern zur Arbeit.

Heller sah aus dem Fenster.

„Wien wirkt friedlich.“

Westergard antwortete trocken: „Das tun viele Städte.“

Der Wagen bog schließlich Richtung Innenstadt ab. Die Gebäude wurden älter. Eleganter. Historischer.

Der Fahrer zeigte nach vorne.

„Da vorne ist schon der vierte Bezirk.“

Das Taxi rollte schließlich in eine ruhigere Straße nahe der Karlskirche. Der Fahrer hielt an. Adele bezahlte. Die drei stiegen aus. Für einen Moment standen sie schweigend auf dem Gehsteig. Die Morgensonne begann gerade, die Dächer der Stadt zu beleuchten.

Heller atmete tief durch.

„Also gut.“

Westergard sah in Richtung Innenstadt.

„Dann beginnen wir.“

Adele sagte leise: „Nein.“ Sie sah die beiden Männer an. „Der Krieg hat bereits begonnen.“

Kapitel 10

Hunger

Die Nacht über Wien war kalt und windig geworden. Zwischen den alten Wohnhäusern des dritten Bezirks zog ein unruhiger Luftstrom durch die schmalen Straßen. Lose Zeitungen flatterten über den Gehsteig, während irgendwo in der Ferne eine Straßenbahn quietschend durch eine Kurve fuhr.

Die meisten Fenster der Häuser waren dunkel. Nur vereinzelte Wohnungen waren noch beleuchtet. Menschen saßen dort drinnen, tranken Tee, sahen fern oder schliefen bereits. Sie ahnten nicht, dass nur wenige Meter entfernt etwas durch die Nacht wanderte, das älter war als viele ihrer Gebäude.

Marton Wurlak ging langsam die Straße entlang. Seine Schritte waren lautlos. Der lange schwarze Mantel bewegte sich kaum, obwohl der Wind stärker geworden war. Sein Gesicht war blass und ruhig, beinahe aristokratisch. Eine schmale Nase und dunkle Augen, in denen ein schwaches rotes Glimmen lag. Marton wirkte wie ein Mann, der aus einem anderen Jahrhundert gekommen war. Und genau das war er auch.

Er blieb vor einem Wohnhaus stehen. Ein paar Sekunden lang lauschte er. Dann lächelte er. Er konnte das Herz hören. Schnell. Jung. Voller Leben und Blut.

Die Haustür öffnete sich. Eine junge Frau trat heraus. Vielleicht fünfundzwanzig. Sie trug einen hellen Mantel, darunter ein dunkles Kleid, und ihre Haare waren vom Wind leicht zerzaust. In der Hand hielt sie ihr Telefon und tippte eine Nachricht.

Sie bemerkte Marton zunächst nicht. Warum sollte sie auch? Für sie war er nur ein Mann, der vor dem Haus stand. Ein Fremder in der Nacht.

„Entschuldigung“, sagte sie schließlich und wollte an ihm vorbeigehen.

Marton bewegte sich. Für einen Menschen wäre die Bewegung unsichtbar gewesen.

Seine Hand schloss sich um ihren Hals. Die Frau keuchte erschrocken, als ihre Füße plötzlich den Boden verloren.

„Bitte!“

Mehr konnte sie nicht sagen. Martons Finger drückten sich fest in ihre Haut. Er sah ihr direkt in die Augen. Angst. Reine, rohe Angst. Er genoss diesen Moment.

„Menschen“, sagte er ruhig. Seine Stimme war leise, fast freundlich. „Ihr seid immer so überrascht.“

Dann öffnete er den Mund. Die langen Reißzähne blitzten im schwachen Licht der Straßenlampe auf. Der Biss war brutal. Die Zähne rissen tief in den Hals der Frau. Ihre Haut platzte auf. Blut schoss sofort hervor und färbte den hellen Stoff ihres Mantels dunkelrot.

Die Frau begann zu zittern. Ihre Hände versuchten verzweifelt, Martons Arme wegzudrücken. Doch seine Kraft war unmenschlich.

Marton trank. Das warme Blut lief über seine Lippen und tropfte auf den Asphalt. Einige Tropfen spritzten auf seinen Mantel, wo sie dunkle Flecken hinterließen.

Der Körper der Frau wurde schwächer. Ihre Bewegungen verlangsamten sich.

Doch Marton war noch nicht fertig. Mit einer schnellen Bewegung riss er den Kopf weiter zur Seite. Die Haut ihres Halses platzte auf. Ein Stück Fleisch löste sich. Blut floss über ihre Schultern.

Dann ließ Marton sie fallen. Der Körper schlug hart auf dem Boden auf. Der Hals der Frau war aufgerissen. Die Haut hing in Fetzen herab.

Aber Marton war noch hungrig. Er hörte ein Geräusch hinter sich. Eine Haustür.

Ein Mann trat auf den Gehsteig. Vielleicht vierzig Jahre alt. Er sah zuerst Marton. Dann den Körper der Frau. Sein Gesicht wurde bleich.

„Was ist ...“

Marton war bereits bei ihm. Der Schlag traf den Mann so schnell, dass er kaum reagieren konnte. Seine Rippen brachen mit einem dumpfen Knacken, als Marton ihn gegen die Hauswand schleuderte.

Der Mann rutschte zu Boden. Er versuchte zu schreien. Doch Marton packte seinen Kopf und biss erneut zu. Diesmal tiefer. Seine Zähne durchdrangen Fleisch und Muskeln, bis das Blut wieder hervorströmte.

Der Mann schlug noch einige Sekunden lang mit den Armen um sich. Dann brach sein Körper zusammen.

Marton richtete sich langsam auf. Sein Mantel war nun mit dunklen Blutflecken übersät. Ein dünner Strom Blut lief über sein Kinn. Er wischte ihn mit dem Handrücken weg. Dann sah er die beiden Körper auf dem Gehsteig an.

Die Frau lag verdreht auf dem Rücken. Ihr Mantel war völlig durchnässt vom Blut. Der Mann lag daneben, seine Brust war eingedrückt, die Rippen hatten das Fleisch durchstoßen.

Marton betrachtete die Szene zufrieden. Zwei Tote. Und bald würden sie gefunden werden. Polizei, Jäger, vielleicht sogar Adrian.

Marton hob langsam den Kopf und sah in die dunkle Straße. Seine Augen glühten stärker.

„Komm heraus!“, flüsterte er. „Ich weiß, dass du hier bist.“

Der Wind fuhr durch die Straße. Und der alter Vampir lächelte.

Kapitel 11

Der Tatort

Der erste Streifenwagen traf um kurz nach halb fünf ein. Die Straße im dritten Bezirk war zu dieser frühen Stunde noch fast leer. Nur ein paar vereinzelte Fenster waren beleuchtet in den oberen Stockwerken der alten Häuser. Die Fassaden wirkten grau und müde im schwachen Licht der Straßenlampen.

Der junge Polizist, der den Notruf erhalten hatte, blieb einen Moment neben dem Wagen stehen. Dann sah er die Körper. Sein Magen zog sich sofort zusammen.

„Verdammt!“

Die Frau lag auf dem Rücken. Ihr Mantel war völlig blutig. Der Stoff klebte an ihrem Körper, dunkel und schwer. Ihr Hals war so weit aufgerissen, dass man die Muskeln darunter erkennen konnte. Ein Stück war vollständig abgerissen.

Der Polizist zwang sich, näher heranzugehen. Er hatte schon Tote gesehen. Aber nicht so etwas.

Neben der Frau lag ein Mann. Sein Körper war gegen die Hauswand gedrückt worden. Der Aufprall musste brutal gewesen sein. Die Vorderseite seines Hemdes war aufgerissen und unter dem Stoff ragten mehrere gebrochene Rippen aus dem Fleisch hervor. Das Blut hatte sich in einer dunklen Lache unter ihm gesammelt.

Der Polizist schluckte. Dann griff er zum Funkgerät.

„Zentrale, wir brauchen sofort Verstärkung!“

Eine halbe Stunde später war die Straße voller Blaulicht. Polizeiautos blockierten die Zufahrt. Beamte spannten ein Absperrband zwischen Laternen und parkenden

Autos. Ein Rettungswagen stand am Rand der Straße, obwohl allen Beteiligten klar war, dass hier niemand mehr zu retten war.

Oberinspektor Wolf Ritter stieg aus seinem Wagen. Der Sechzigjährige wirkte müde, aber wach. Sein graues Haar war vom Wind zerzaust und seine schweren Augen lagen tief unter buschigen Brauen.

Er hatte in seinem Leben viele Tatorte gesehen. Doch schon beim ersten Blick wusste er, dass dieser hier anders war.

„Was haben wir?“

Ein junger Beamter trat zu ihm.

„Zwei Opfer.“

„Zeugen?“

„Keine.“

Ritter ging langsam auf die Leichen zu. Der Geruch traf ihn zuerst. Blut. Metallisch und schwer.

Er kniete sich neben die Frau. Sein Gesicht blieb ruhig. Doch innerlich wusste er sofort, dass etwas hier nicht stimmte. Der Hals der Frau war nicht einfach verletzt. Er war aufgerissen.

Ritter runzelte die Stirn.

„Verdammt!“

Er richtete sich wieder auf.

„Wo ist Waldmann?“

„Unterwegs.“

Zehn Minuten später fuhr ein schwarzer Wagen um die Ecke.

Dr. Thomas Waldmann stieg aus. Der Pathologe war Anfang fünfzig, groß und schlank, mit einem schmalen Gesicht und scharf geschnittenen Zügen. Sein Haar war dunkel und begann erst an den Schläfen, grau zu werden. Seine Augen wirkten immer wach, beobachtend, analytisch.

Waldmann trug einen langen Mantel und eine kleine Ledertasche mit Instrumenten. Er ging direkt auf Ritter zu.

„Du klingst am Telefon selten so schlecht gelaunt.“

Ritter deutete auf die Straße.

„Sieh selbst!“

Waldmann ging zu den Körpern. Er blieb zuerst bei der Frau stehen. Ein paar Sekunden lang sagte er nichts. Dann kniete er sich hin. Er zog Handschuhe an. Seine Finger berührten vorsichtig die Wunde am Hals. Er untersuchte die Ränder.

Dann hob er langsam den Kopf.

„Das ist interessant.“

Ritter stöhnte leise.

„Schon wieder.“

Waldmann ignorierte ihn.

„Die Haut wurde nicht gestochen.“ Er zeigte auf die Wunde. „Sie wurde zerrissen.“

Ritter verschränkte die Arme.

„Ein Tier?“

Waldmann schüttelte den Kopf.

„Kein Tier.“

Er stand auf und ging zum zweiten Körper. Die gebrochenen Rippen betrachtete er länger. Ein Teil des Brustkorbs war eingedrückt. Die Knochen hatten sich durch die Haut gebohrt.

Waldmann beugte sich näher heran.

„Auch interessant.“

Ritter seufzte.

„Sag mir einfach, was du denkst.“

Der Pathologe sah ihn an. Seine Stimme war ruhig.

„Die Kraft, die hier gewirkt hat, ist enorm.“

„Also?“

„Zu groß für einen normalen Menschen.“

Ritter sah wieder auf die beiden Leichen. Sein Gesicht wurde ernst.

„Du willst mir sagen, dass das kein Mensch getan hat?“

Waldmann antwortete nicht sofort. Er betrachtete erneut die Wunden am Hals der Frau.

Dann sagte er leise: „Ich weiß nur, dass ich so etwas noch nie gesehen habe.“

In diesem Moment tauchte ein weiterer Polizist auf.

„Herr Oberinspektor!“

Ritter drehte sich um.

„Ja?“

„Die Presse ist unterwegs.“

Ritter fluchte leise.

„Natürlich, diese Geier.“

Er sah noch einmal auf die Leichen. Zwei Tote. Und etwas sagte ihm, dass noch lange kein Ende in Sicht sein sollte.

Kapitel 12

Spuren

Die Wolken über Wien begannen langsam aufzureißen und zwischen den dunklen Häusern des dritten Bezirks zog kalte Morgenluft durch die Straßen. Polizeiwagen standen noch immer rund um den Tatort und das Absperrband flatterte leise im Wind.

Einige neugierige Bewohner standen inzwischen an den Fenstern ihrer Wohnungen. Andere hatten ihre Telefone gezückt. Die Nachricht von dem Mord verbreitete sich bereits. Wien war eine große Stadt. Aber solche Taten blieben nicht lange geheim.

Nicht weit entfernt, im Schatten eines alten Hauseingangs, stand Adrian Falk. Er beobachtete den Tatort aus der Dunkelheit. Sein Gesicht war ruhig. Doch seine Augen kontrollierten aufmerksam jede Bewegung der Polizei. Adrian trug einen langen schwarzen Mantel, der bis zu seinen Knien reichte. Darunter zeichnete sich seine große, schlanke Gestalt ab. Sein Körper wirkte beinahe elegant, fast wie der eines Tänzers. Doch in ihm steckte eine Kraft, die kein Mensch besaß.

Er sah, wie zwei Polizisten vorsichtig eine der Leichen auf eine Trage hoben. Der Körper der Frau war mit einer Plastikfolie bedeckt. Doch Adrian konnte trotzdem sehen, was darunter lag. Der Hals zerrissen. Das Fleisch aufgerissen. Die Haut hing in losen Fetzen herunter. Die Wunde war tief. Die Haut war aufgerissen, als hätte ein Tier zugebissen.

Doch Adrian wusste es besser. Marton biss nicht wie ein Tier. Er biss wie ein Künstler. Präzise, kontrolliert, brutal.

Adrian schloss kurz die Augen. Er musste die Szene nicht genauer sehen. Er kannte diese Art von Mord zu gut.

Er ging langsam näher. Nicht direkt zum Tatort. Sondern durch eine parallele Straße. Seine Bewegungen waren ruhig. Unauffällig. Die Menschen, die ihm begegneten, bemerkten ihn kaum. Für sie war er nur ein weiterer Mann auf dem Weg zur Arbeit.

Doch Adrians Sinne waren wach. Er konnte den Geruch noch wahrnehmen. Blut. Frisch. Metallisch.

Seine Augen wurden dunkel.

„Du willst Aufmerksamkeit“, murmelte er.

Der Wind bewegte einige Blätter über die Straße.

Adrian sah sich um. Marton hatte diese Morde nicht aus Hunger begangen. Dafür war der Schaden zu groß, zu auffällig, zu brutal. Das war eine Botschaft.

Ein Motorengeräusch näherte sich. Adrian verschwand sofort im Schatten eines Hauseingangs. Ein Polizeiwagen bog um die Ecke. Adrian beobachtete ihn aus der Dunkelheit.

Die Polizei verstand noch nicht, was hier wirklich geschehen war. Doch sie würde es bald herausfinden. Und wenn das passierte, würde die Stadt in Panik geraten.

Adrian verließ die Straße und ging wieder Richtung Innenstadt. Seine Gedanken arbeiteten schnell.

Marton war hier. Und er spielte. Er wollte Aufmerksamkeit, Chaos, Blut.

Adrian kannte dieses Verhalten. Marton hatte es schon einmal an den Tag gelegt. Vor zweihundert Jahren. Ein ganzes Dorf war damals verschwunden.

Schließlich blieb er stehen. Die ersten Sonnenstrahlen berührten bereits die Dächer der Stadt. Für Menschen war es ein neuer Morgen. Für Adrian bedeutete es etwas anderes. Zeit, zu verschwinden.

Doch bevor er ging, sah er noch einmal zurück in Richtung des Tatorts.

Seine Stimme war kaum mehr als ein Flüstern.

„Ich finde dich.“

Kapitel 13

Die erste Fütterung

Am Rand der Stadt, dort, wo Wien langsam in alte Industrieflächen, Lagerhallen und verlassene Gleisanlagen ausfranst, lag der Schlachthof. Niemand nannte ihn mehr so.

Auf den wenigen Stadtplänen, in denen das Gelände überhaupt noch auftauchte, war es nur ein stillgelegter Gewerbekomplex. Ein paar verfallene Hallen, rostige Zäune, zugemauerte Fenster, bröckelnder Beton.

Für die Stadt war dieser Ort längst tot. Für Marton Wurlak war er lebendig.

Der Wind fuhr durch das weitläufige Gelände und strich über verrostete Metallplatten, lose Wellbleche und zerbrochene Scheiben. Irgendwo schlug etwas gegen eine Wand. Ein dumpfer, hohler Ton, der in der Dunkelheit nachhallte.

Die Hallen des alten Schlachthofs ragten wie Ruinen in den Himmel. Unter dem Mond wirkten sie nicht wie Gebäude, sondern wie der Knochenbau einer toten Kreatur. Lange Schienen verliefen unter den Decken der Haupthalle, und an ihnen hingen noch immer die alten Haken, mit denen früher Tierkörper bewegt worden waren.

Einige davon schwankten leicht. Nicht wegen des Windes, sondern wegen der Bewegungen darunter.

Marton stand in der Mitte der größten Halle. Das Mondlicht fiel in kalten Streifen durch die zerschlagenen Oberfenster und legte blasse Linien über seinen Mantel. Er hatte die Hände locker hinter dem Rücken verschränkt und blickte zu den Haken unter der Decke empor, als würde er eine Kathedrale betrachten. Sein

Gesicht war vollkommen ruhig. Blutreste hatten sich dunkel an seinem Kragen und an einer Handmanschette abgesetzt. Auf einem Menschen hätten sie schmutzig oder hektisch gewirkt. An Marton sahen sie aus wie ein Siegel.

Hinter ihm raschelte etwas. Ein leises Scharren über Beton. Dann ein unterdrücktes Stöhnen.

Marton drehte sich langsam um. Am hinteren Ende der Halle, hinter einer Reihe alter Metalltüren, lagen die Kühlräume. Früher hatte man dort Schlachtkörper aufgehängt, gelagert, zerlegt. Jetzt hielt Marton darin Menschen fest. Drei Männer. Zwei Frauen. Ein Jugendlicher, vielleicht siebzehn.

Sie saßen auf dem Boden, mit Kabelbindern oder Draht an Rohren und Metallgestellen fixiert. Manche hatten trockene Lippen, andere blutige Handgelenke vom verzweifelten Zerren an ihren Fesseln.

Angst hatte einen Geruch. Marton mochte ihn.

Er ging langsam auf die Kühlräume zu. Seine Schritte klangen kaum hörbar auf dem alten Boden. Das Leder seiner Schuhe glitt fast lautlos über den Beton, während die alten Kühlaggregate über ihm stumm und tot an den Wänden hingen.

Eine der Frauen begann zu weinen, als sie ihn kommen sah. Nicht laut. Sie hatte längst begriffen, dass Schreien in diesem Gebäude nichts brachte.

„Bitte“, flüsterte sie. „Bitte ...“

Marton blieb vor dem Gitter stehen. Sein Blick wanderte ruhig über die Gesichter.

„Ihr Menschen bittet immer um Dinge, die ihr nicht verdient habt.“

Niemand antwortete.

Die Frau zitterte. Der Jugendliche starrte ihn mit trockenem, fiebrigem Blick an. Er war noch jung genug, um die Hoffnung nicht ganz verloren zu haben. Genau das machte ihn für Marton interessant.

Ein Mann ganz hinten, kräftig gebaut, mit blutig geschlagener Stirn, spuckte vor Martons Schuhe.

„Du Schwein!“

Marton sah einen Moment lang auf die Spucke. Dann hob er den Blick. Seine Augen glühten schwach rot.

„Vielleicht“, sagte er leise. „Aber ich bin nicht derjenige im Käfig.“

Er öffnete die Gittertür. Nicht ganz. Nur einen Spalt.

Der kräftige Mann versuchte instinktiv, zurückzuweichen, stieß dabei aber gegen das kalte Metall hinter sich. Marton packte ihn am Kinn. Seine Finger drückten sich so fest in das Fleisch, dass die Haut weiß wurde.

„Du willst mutig sein“, sagte Marton. „Das gefällt mir.“

Er zog den Mann langsam näher ans Gitter, bis dessen Hals im Mondlicht lag. Die anderen Gefangenen begannen zu wimmern.

Marton atmete tief ein. Schweiß, Angst, Blut, die bittere Säure von Panik. Dann drehte er den Kopf leicht zur Seite.

„Kommt her!“

Aus der Dunkelheit der Halle traten drei Gestalten. Neue Vampire. Nicht alt genug, um ihre Bewegungen zu kontrollieren. Nicht stark genug, um Marton zu widerstehen. Aber hungrig. Furchtbar hungrig.

Der erste war ein junger Mann mit eingefallenem Gesicht und dunklen wirren Haaren. Blut klebte noch an seinem Hemdkragen. Seine Augen waren zu hellrot, zu unruhig, zu fiebrig. Jeder Muskel in seinem Körper zitterte vor Anspannung.

Neben ihm ging eine Frau, vielleicht Anfang dreißig. Ihr blondes Haar hing strähnig an ihrem Kopf, ihre Wangen waren eingefallen und ihre Lippen wirkten blass. Der Hunger hatte ihr bereits den letzten Rest Menschlichkeit aus dem Blick gezogen.

Der dritte war älter, ein kräftiger Mann mit breiten Schultern, dem Marton vor wenigen Nächten das alte Leben genommen hatte. Seine Hände öffneten und schlossen sich unruhig. Er war der Gefährlichste von ihnen. Nicht weil er klug war. Sondern weil er seine neue Kraft noch nicht einschätzen konnte.

Marton ließ den Gefangenen los und trat einen Schritt zurück.

„Nur einer“, sagte er ruhig.

Die drei neuen Vampire erstarrten. Der junge Mann mit den dunklen Haaren leckte sich über die Lippen.

„Ich brauche mehr.“

Marton sah ihn an.

„Nein.“

Der Neue spannte sich an. Für einen winzigen Moment glaubte er offenbar wirklich, widersprechen zu können.

Marton bewegte sich. Es war keine sichtbare Bewegung, eher ein Sprung der Realität selbst. Einen Augenblick stand er noch einige Schritte entfernt, im nächsten hatte er den jungen Vampir bereits am Hals und gegen die Metallwand des Kühlraums gedrückt. Ein dumpfer Schlag. Die Wände vibrierten. Die Gefangenen schrien auf. Marton hielt den Neugeborenen hoch, als wöge er nichts.

„Hunger ist kein Argument“, sagte er.

Seine Stimme war leise. Fast freundlich. Das machte sie schlimmer.

Der junge Vampir zappelte, versuchte sich zu befreien, brachte aber kaum mehr als ein heiseres Knurren hervor.

Marton lächelte.

„Lerne Disziplin!“

Dann schleuderte er ihn quer durch den Raum. Der Körper krachte gegen ein altes Fleischgestell, riss es um und schlug schwer auf den Betonboden. Knochen knackten hörbar. Der neue Vampir blieb liegen. Lebend, aber still.

Die beiden anderen starrten Marton an. Jetzt verstanden sie wieder, wer er war, wer über ihnen stand.

Marton drehte sich zu dem Mann im Gitterraum um. Der kräftige Gefangene atmete schnell. Schweiß glänzte auf seiner Stirn. Seine Augen waren weit aufgerissen. Er hatte begriffen, dass Mut hier wertlos war.

Marton nickte der blonden Vampirin zu.

„Du!“

Sie trat vor.

Ihre Bewegungen waren nervös, aber voller Erwartung.

Marton öffnete das Gitter ein Stück weiter und zog damit den Gefangenen. Der Mann schrie, als der Draht an seinen Handgelenken riss und Haut aufplatzte.

„Nein! Nein, bitte nicht!“

Die Vampirin fiel über ihn her. Keine Eleganz, keine Kontrolle, keine Präzision. Nur Hunger. Ihre Zähne bissen tief in seinen Hals. Blut spritzte über ihre Wangen, in ihren Mund, auf den Beton. Der Mann bäumte sich auf, schlug um sich, trat mit den Beinen. Seine Bewegungen wurden schneller, panischer, dann schwächer.

Marton beobachtete alles ruhig. Ein Künstler, der das Werk eines Anfängers betrachtete.

Die neue Vampirin trank zu gierig. Zu hastig. Zu viel Blut lief an ihr vorbei, tropfte von ihrem Kinn, färbte ihr Kleid dunkel.

„Langsamer!“, sagte Marton.

Sie gehorchte nicht.

Marton trat näher, packte sie am Hinterkopf und riss sie vom Opfer weg. Ein nasser Laut. Fetzen von Haut hingen zwischen den Zähnen der Frau.

Der Hals des Mannes war ein offener, zerrissener Schlund aus Fleisch und Blut. Die Haut hatte sich in Streifen gelöst und an einer Stelle schimmerte bereits weißlich die freigelegte Struktur.

Der Mann lebte noch. Für wenige Sekunden. Sein Blick irrte ziellos durch den Raum. Dann starb er.

Die Frau knurrte wütend, noch halb im Hungergefühl gefangen.

Marton sah sie an, bis sie den Blick senkte.

„Du verschwendest“, sagte er.

Sie antwortete nicht. Blut rann ihr aus den Mundwinkeln auf den Hals.

Marton trat an die Leiche heran, betrachtete die Zerstörung und lächelte schwach.

„Aber du lernst.“

Er wandte sich wieder den anderen Gefangenen zu. Die Frau, die eben noch weinte, hatte sich von Angst eingenässt. Der Jugendliche war aschfahl geworden. Die restlichen Gefangenen waren nur still.

Marton sog diese Verzweiflung in sich auf wie andere Wesen Wärme.

„Seht genau hin!“, sagte er zu den Gefangenen. „Das ist euer Morgen, wenn ihr die Nacht beleidigt.“

Dann schloss er das Gitter wieder. Langsam. Mit einer Ruhe, die grausamer war als jede Hast.

Später saß Marton in einem ehemaligen Verwaltungsbüro im ersten Stock des Schlachthofs. Die Glasscheiben waren hier noch zum Teil intakt, wenn auch blind vor Schmutz. Von oben konnte er die Halle überblicken. Die Haken. Die Schienen. Die Schatten der jungen Vampire, die unten unruhig durch das Gebäude wanderten.

Der Raum war leer – bis auf einen alten Metalltisch und einen Stuhl. Marton brauchte nicht mehr. Er stand am Fenster und blickte hinaus auf das Gelände. Jenseits des Zauns verliefen alte Gleise. Dahinter ein Streifen Brachland, dann die Stadt. Wien. Groß, alt, voll von Menschen, die glaubten, Mauern, Gesetze und elektrische Lichter würden sie schützen.

Marton dachte an Adrian. An den Geruch des anderen Vampirs. An die Vorsicht in seinen Bewegungen. An die Kontrolle. Adrian war nicht wie diese jungen Kreaturen unten in der Halle. Nicht wie das Vieh, das Marton nach Belieben erschuf und wieder opfern konnte. Er war alt genug, um gefährlich zu sein. Jung genug, um Fehler zu machen. Und vor allem: Er war klug. Marton mochte kluge Gegner. Sie starben interessanter.

Er legte die Hände auf die Fensterbank und sah in die Dunkelheit hinaus. Vampire und Menschen gemeinsam. Er hatte das schon einmal erlebt. Vor langer Zeit, in den Bergen, als man geglaubt hatte, eine Allianz könne ihn vernichten. Priester, Jäger, andere Vampire. Ein Bündnis aus Angst und Hoffnung. Sie hatten ihn beinahe zerstört. Beinahe.

Martons Gesicht blieb ruhig, aber seine Augen wurden hart. Er machte nie denselben Fehler zweimal.

Wenn Adrian wirklich mit Menschen zusammenarbeitete – mit Jägern, vielleicht sogar mit der Polizei –, dann würde die Sache komplizierter. Nicht gefährlicher. Nur aufwendiger.

Marton blickte zurück in die Halle. Die neue Vampirin kauerte am Rand einer Blutlache und leckte ihre Finger. Der junge Vampir, den er gegen die Wand

geschleudert hatte, war wieder aufgestanden und bewegte sich jetzt vorsichtiger. Gut. Schmerz war ein brauchbarer Lehrer.

„Menschen und Vampire“, murmelte Marton. Ein kaltes Lächeln erschien auf seinem Gesicht. „Wie rührend.“

Er wusste, wie solche Verbindungen endeten. Immer gleich. Misstrauen. Verrat. Tod. Menschen wollten beherrschen, was sie fürchteten. Vampire wollten nicht gejagt werden. Früher oder später brach jedes Bündnis. Aber bevor es brach, konnte es lästig werden.

Marton begann nachzudenken. Nicht über Flucht. Niemals. Sondern über den Ort des Kampfes.

Die Stadt war voller Möglichkeiten. Enge Gassen, Keller, Tunnel, Kirchen, verlassene Gebäude. Orte, an denen Menschen nervös wurden, wo Schüsse hallten und Panik schneller lief als Verstand. Er musste nur entscheiden, wo er sie am Ende haben wollte. Adrian, die Jäger, vielleicht sogar den alten Polizisten und seinen gelehrten Leichenarzt.

Er lächelte. Es war ein schönes Spiel. Und Wien war eine schöne Stadt für Spiele.

Unten in der Halle begann plötzlich einer der Gefangenen zu schreien. Marton hörte an der Stimme, dass es der Junge war. Nicht vor Schmerz. Vor Panik. Wahrscheinlich war einer der Neugeborenen zu lange vor seinem Käfig gestanden.

Marton lauschte dem Geschrei einige Sekunden lang. Dann ging er hinunter. Nicht eilig. Niemals eilig.

Als er die Halle betrat, wichen die jungen Vampire sofort zurück. Der Junge zitterte am ganzen Körper. Seine Augen waren rot vom Weinen, seine Unterlippe blutete, wo er sich selbst gebissen hatte.

Marton blieb vor dem Käfig stehen.

„Wie heißt du?“

Der Junge starrte ihn an. Er antwortete nicht. Marton wartete. Der Junge schluckte.

„M-Milan.“

„Milan“, wiederholte Marton ruhig. „Du solltest lernen, mit Angst anständig umzugehen.“

Der Junge begann erneut zu weinen.

„Bitte ... bitte, lassen Sie mich gehen! Ich sage niemandem etwas ... bitte ...“

Marton sah ihn eine Weile an. Dann öffnete er die Käfigtür. Der Junge erstarrte. Hoffnung war etwas Herrliches. So weich, so leicht zu zerbrechen.

„Komm!“, sagte Marton.

Milan kroch langsam aus dem Käfig. Seine Knie zitterten so sehr, dass er kaum stehen konnte. Er sah sich um, als glaubte er wirklich, es gäbe einen Weg hinaus.

Marton legte ihm beinahe sanft eine Hand auf die Schulter.

„Laufen!“

Milan starrte ihn an.

„Was?“

„Lauf!“

Der Junge lief. Natürlich lief er. Er rannte durch die Halle, stolperte fast über ein altes Rohr, fing sich wieder und raste auf den Ausgang zu. Die jungen Vampire beobachteten ihn mit aufgerissenen Augen. Hunger spannte ihre Gesichter. Ihre Finger krümmten sich.

Marton wartete. Er ließ Milan fast bis zur Tür kommen. Dann nickte er. Die beiden neuen Vampire schossen los. Der Schrei des Jungen hallte so schrill durch den Schlachthof, dass selbst die Haken unter der Decke leicht nachzuschwingen schienen.

Marton schloss die Augen und hörte zu. Hörte das Schlagen des Körpers auf Beton. Das Reißen von Stoff.

„Stopp!“, sagte Marton auf einmal laut, wie die Menschen sprechen, wenn sie ihre Hunde abrichten.

Alles beruhigte sich sofort. Die neuen Vampire ließen das Opfer sofort los, es lag weiterhin bewegungslos, aber lebendig am Boden.

„Besser“, sagte Marton leise.

Kapitel 14

Die Sprache der Toten

Als Oberinspektor Wolf Ritter die Gerichtsmedizin betrat, war es kurz nach acht Uhr morgens.

Draußen hatte der Tag längst begonnen. Wien war wach, die Straßen füllten sich, Straßenbahnen quietschten über Schienen und in den Cafés standen Menschen mit Zeitungen und Kipferln an den Theken, als wäre diese Stadt noch dieselbe wie vor einer Woche.

Doch hier unten, in den hellen sterilen Räumen der Pathologie, schien die Welt stillzustehen. Die Luft roch nach Desinfektionsmittel, kaltem Stahl und dem leichten, süßlich-metallischen Nachhall von Blut. Das Summen der Lampen über den Obduktionstischen mischte sich mit dem tieferen Brummen der Kühlaggregate in den angrenzenden Räumen.

Ritter zog die Tür hinter sich zu und blieb einen Moment stehen. Er hasste diese Räume nicht. Dazu war er zu lange Polizist. Aber sie waren immer der Punkt, an dem Geschichten aufhörten, Geschichten zu sein. Hier blieben nur noch Fakten. Fleisch, Knochen, Wunden, Tod. Und in Fällen wie diesem waren die Fakten unerquicklich.

Dr. Thomas Waldmann stand bereits an einem der Tische. Der Pathologe trug einen weißen Kittel über dunkler Kleidung, die Ärmel leicht hochgeschoben, die Handschuhe bereits angezogen. Sein schmales Gesicht wirkte angespannt, seine Stirn war in Falten gelegt, während er auf einen Ausdruck starrte, den er in der Hand hielt.

„Du siehst aus, als hättest du schlechte Nachrichten“, sagte Ritter.

Waldmann hob den Blick.

„Ich habe schlechte Nachrichten.“

„Das überrascht mich mittlerweile nicht mehr.“

Ritter trat näher.

Auf zwei Obduktionstischen lagen die letzten beiden Opfer. Beide waren mit Tüchern bedeckt. Auf dem Edelstahl unter den Körpern hatten sich unregelmäßige rote Flecken abgesetzt, obwohl die Leichen bereits gereinigt worden waren. Manche Spuren verschwanden nicht vollständig.

Waldmann legte den Ausdruck beiseite.

„Willst du zuerst den Mann oder die Frau sehen?“

Ritter verzog das Gesicht.

„Ist das dein makabrer Humor?“

„Nein“, sagte Waldmann trocken. „Nur eine organisatorische Frage.“

Ritter atmete durch.

„Die Frau zuerst.“

Waldmann nickte, trat an den ersten Tisch und zog das Tuch langsam zurück.

Ritter hatte die Tote bereits am Tatort gesehen. Doch unter dem grellen Licht wirkte alles schlimmer. Viel schlimmer. Die junge Frau war ungewöhnlich schön gewesen, das erkannte man noch trotz des Todes. Feine Gesichtszüge, dunkle

Brauen, volles Haar. Doch all das war nun von einer Blässe überzogen, die nicht bloß wie der Tod wirkte, sondern wie Entleerung. Als hätte man aus diesem Körper nicht nur das Blut, sondern beinahe das Leben selbst herausgezogen.

Der Hals war geöffnet. Nicht sauber. Nicht wie mit einem Messer. Die Haut auf der rechten Seite war aufgerissen und hing in mehreren dünnen unregelmäßigen Lappen vom Hals herab. Manche Stellen sahen aus, als wären sie erst gedehnt und dann förmlich abgerissen worden. Unter dem zerstörten Gewebe lagen Muskeln frei, dunkel verfärbt von Blut, das sich noch vor dem Tod in den Fasern verteilt hatte.

Ritter sah ein paar Sekunden lang schweigend darauf.

„Scheiße.“

Waldmann antwortete nicht sofort. Er griff nach einer Lampe und richtete den Lichtkegel genauer auf die Wunde.

„Die äußere Verletzung ist schlimmer, als ich am Tatort vermutet habe.“

„Das war auch mein Eindruck.“

„Nein“, sagte Waldmann ruhig. „Ich meine es anders.“

Er beugte sich leicht vor und zeigte mit einem Instrument auf den Rand der Wunde.

„Siehst du diese Einrisse?“

Ritter trat näher.

„Ja.“

„Das hier ist nicht nur eine Bissverletzung. Der Täter hat den Kopf des Opfers während des Bisses mit Gewalt zur Seite gezogen.“

Ritter runzelte die Stirn.

„Warum sollte jemand das tun?“

„Mehr Blutfluss, mehr Schaden, mehr Kontrolle.“

Ritter schwieg. Waldmann nahm das Instrument zurück.

„Die Halsschlagader ist schwer beschädigt, aber nicht glatt durchtrennt. Das Gewebe wurde gequetscht, eingerissen, teilweise herausgerissen.“ Er sah Ritter an. „Das ist keine gewöhnliche Gewalt.“

„Du wiederholst dich in letzter Zeit oft.“

Waldmann ignorierte den Einwurf.

„Dazu kommt der Blutverlust. Ich habe erste Schätzungen gemacht. Sie hatte beim Eintreffen in der Pathologie kaum noch Restvolumen im Gefäßsystem.“

Ritter verschränkte die Arme.

„Sag es so, dass ich nicht erst studiert haben muss.“

Waldmann sah wieder auf die Tote.

„Fast ihr gesamtes Blut fehlt.“

Stille.

Ritter kannte dieses Gefühl inzwischen: dieses kleine, unangenehme Vibrieren im Hinterkopf, wenn eine Aussage so absurd klang, dass sie sich zunächst weigerte, vom Verstand aufgenommen zu werden.

„Fast alles?“

„Ja.“

„Und das nur durch die Wunde am Hals?“

„Eigentlich nicht.“

„Was heißt ‚eigentlich‘?“

Waldmann seufzte leise.

„Dass die Wunde allein den Blutverlust nicht logisch erklärt. Nicht in dieser Form, nicht in dieser Menge und nicht bei einem derart chaotischen Verletzungsbild.“

Ritter sah auf den zerrissenen Hals der Frau.

„Dann erklär es mir!“

„Ich kann es nicht.“

Waldmann zog das Tuch vorsichtig weiter nach unten, bis Brust und Bauch sichtbar wurden. Das Kleid der Frau war vorne aufgeschnitten worden. Auf der Haut sah man mehrere große dunkle Blutergüsse.

„Sieh hier!“

„Prellungen?“

„Ja. Sie wurde mit enormer Kraft gepackt. Schultergürtel, Oberarme, Schlüsselbeinregion.“ Er zeigte auf einzelne Stellen. „Die Hämatome liegen tief, Fast wie bei einem Verkehrsunfall.“

Ritter sah ihn an.

„Aber sie wurde nicht angefahren.“

„Nein.“

„Also was dann?“

Waldmann antwortete nicht. Er wechselte zum zweiten Tisch.

„Jetzt der Mann.“

Er zog das Tuch zurück. Der Körper des Mannes war in einem deutlich schlechteren Zustand. Nicht im Sinne von Verwesung – dafür war er zu frisch –, sondern im Sinne brachialer Zerstörung. Sein Hemd war vorne komplett entfernt worden. Der Brustkorb war auf einer Seite massiv deformiert. Mehrere Rippen waren gebrochen, zwei davon hatten sich durch Haut und Muskel nach außen gearbeitet und ragten weißlich aus einem dunklen Feld aus geronnenem Blut und offenem Fleisch.

Ritter ballte unbewusst die Hände in den Manteltaschen.

„Verdammt.“

Waldmann nickte knapp.

„Linksseitiges Thoraxtrauma. Mehrere Serienfrakturen. Rippen vier bis acht sind gebrochen, vermutlich noch mehr im dorsalen Bereich. Das Sternum scheint ebenfalls verletzt.“

„Erklär das auf Deutsch.“

„Jemand hat ihm den Brustkorb eingedrückt.“

„Womit?“

Waldmann sah ihn an.

„Das ist die falsche Frage.“

„Dann gib mir die richtige!“

„Nicht: womit. Sondern: mit was für einer Kraft.“

Ritter verzog das Gesicht.

„Du willst wieder sagen, dass ein normaler Mensch das nicht kann.“

„Ja.“

„Vielleicht war es ein Eisenrohr. Eine Stange. Ein Hammer.“

Waldmann griff nach einem der Bilder, die am Tisch lagen, und reichte sie ihm.

„Keine typischen Werkzeugspuren. Keine linearen Impressionsmuster. Kein sauberes Aufschlagfeld. Der Schaden ist flächig, aber massiv. Als hätte ihn etwas mit einer einzigen, konzentrierten Gewalt gegen die Wand gedrückt.“

Ritter blickte auf das Foto und dann wieder auf den Körper.

„Das klingt nicht besser.“

„Ist es auch nicht.“

Waldmann zog mit zwei Fingern vorsichtig an einem Hautrand nahe der Brustverletzung. Er zeigte auf kleine unregelmäßige Rissmuster.

„Hier! Das Gewebe ist unter Druck förmlich aufgeplatzt. Nicht geschnitten. Nicht gestochen. Gepresst und zerrissen.“

Ritter sah wieder auf die Rippen, die aus der Wunde ragten.

„Und auch er wurde gebissen.“

„Ja.“

Waldmann richtete die Lampe auf den Hals des Mannes. Die Verletzung dort war ebenfalls tief, wenn auch nicht so großflächig wie bei der Frau. Blut hatte den Kragen seines Hemdes dunkel und hart gemacht. Der Stoff war steif geworden, fast wie Leder.

„Hier war der Täter offenbar schneller“, sagte Waldmann. „Oder effizienter.“

„Das Wort mag ich in diesem Zusammenhang nicht.“

„Ich auch nicht.“

Sie schwiegen einen Moment. Das Summen der Lampen wurde plötzlich unangenehm laut.

Ritter trat ein paar Schritte zurück und sah beide Leichen an.

„Zwei Opfer in derselben Nacht.“

„Ja.“

„Zufall?“

Waldmann zog die Handschuhe kurz an den Handgelenken glatt.

„Möglich.“

„Glaubst du nicht?“

„Nein.“

Ritter sah ihn lange an.

„Was glaubst du dann?“

Waldmann antwortete nicht sofort. Stattdessen ging er zu einem kleinen Nebentisch, auf dem bereits Probenröhrchen und handschriftliche Notizen lagen. Er nahm ein Blatt zur Hand, schob die Brille etwas höher auf die Nase und blätterte kurz.

„Die beiden Opfer kannten einander nach bisherigem Stand nicht. Unterschiedliche Wohnorte, unterschiedliche Lebensumstände, kein gemeinsamer Arbeitgeber, keine offensichtliche Verbindung.“

„Also wahllos.“

„Oder absichtlich wahllos.“

Ritter kniff die Augen zusammen.

„Warum sollte ein Täter wahllos töten?“

Waldmann hob den Blick.

„Um zu zeigen, dass jeder Opfer werden kann.“

Stille.

Ritter hasste diesen Gedanken sofort. Nicht weil er neu war. Solche Täter gab es. Sondern weil hier noch etwas anderes dazukam: eine Grausamkeit, die nicht nur töten, sondern erschüttern wollte.

„Die Frau vor ihrem Haus. Der Mann direkt danach“, murmelte Ritter. „Als wollte er, dass jemand es sieht.“

„Genau.“

Ritter ging zum Fenster am Ende des Raums. Es war schmal, hoch und milchig. Dahinter lag der graue Vormittag.

„Die Presse wird sich darauf stürzen.“

„Wahrscheinlich.“

„Mysteriöser Serienmörder in Wien.“

„Oder schlimmer.“

Ritter drehte sich um.

„Schlimmer?“

Waldmann zögerte. Dann zog er einen weiteren Bogen aus der Mappe.

„Ein paar Redaktionen haben bereits angefragt, ob an den Gerüchten über ‚verstümmelte Halswunden‘ etwas dran ist.“

„Gerüchte? So schnell?“

„Die Leute in den Häusern haben Fotos gemacht.“

Ritter fluchte leise.

„Natürlich haben sie das.“

Waldmann nickte.

„Und wenn diese Bilder in Umlauf geraten, haben wir innerhalb eines Tages eine Panikgeschichte.“

Ritter rieb sich mit Daumen und Zeigefinger über die Nasenwurzel.

„Wir brauchen was für die Presse.“

„Eine Lüge?“

„Einen Arbeitstitel. Ein Motiv. Irgendetwas, das nicht nach ...“

Er brach ab.

Waldmann meinte: „Nicht nach was?“

Ritter sah ihn an.

„Sag nicht, was ich denke.“

Waldmann schob die Brille zurecht.

„Ich denke gar nichts. Ich beschreibe nur, dass wir zwei Leichen mit massiver exsanguinierender Gewalt haben, deren Verletzungsmuster nicht zu normalen Tötungsdelikten passen.“

„Exsan... – was?“

„Ausbluten.“

„Danke.“

Waldmann sah wieder auf die Berichte.

„Und da ist noch etwas.“

Ritter stöhnte leise.

„Natürlich.“

Der Pathologe deutete auf die Werte.

„Bei beiden Opfern zeigen die Proben Auffälligkeiten. Als wäre unmittelbar vor dem Tod ein extremer Stresszustand vorgelegen. Der Adrenalinspiegel muss enorm gewesen sein.“

„Weil sie Angst hatten.“

„Ja. Aber die Angst war offenbar nicht nur psychisch. Der Körper reagierte, als hätte er in Sekunden eine völlige Systemüberlastung erfahren.“

„Was heißt das?“

„Dass der Täter in sehr kurzer Zeit extreme Gewalt ausgeübt hat.“

Ritter blickte wieder auf die Leichen.

„Wie lange?“

Waldmann überlegte.

„Sekunden. Vielleicht eine Minute. Nicht länger.“

„Dann redet man nicht von einem Kampf.“

„Nein.“

„Sondern von einer Hinrichtung.“

„Eher von einer Jagd“, sagte Waldmann leise.

Der Satz blieb zwischen ihnen stehen.

Ritter drehte er sich langsam um.

„Sag mir bitte, dass du absichtlich dramatisch klingst!“

Waldmann zuckte kaum sichtbar mit den Schultern.

„Vielleicht.“

Ritter trat wieder an den Tisch. Er musterte Waldmann genauer. Die beiden arbeiteten seit vielen Jahren zusammen. Lange genug, um kleine Veränderungen im Ton des anderen zu hören.

„Thomas.“

„Ja?“

„Hast du Angst?“

Waldmann hob den Blick. Zum ersten Mal, seit Ritter den Raum betreten hatte, war in seinem Gesicht etwas zu erkennen, das über wissenschaftliche Konzentration hinausging: Unsicherheit.

„Ich habe Respekt vor Dingen, die ich nicht erklären kann.“

„Das ist keine Antwort.“

„Doch“, sagte Waldmann ruhig. „Mehr bekommst du im Moment nicht.“

Eine halbe Stunde später saßen sie im kleinen Besprechungsraum neben der Pathologie. Zwei Tassen Kaffee standen auf dem Tisch, beide längst zu kalt. Eine junge Beamtin legte Zeitungen und Ausdrücke aus Onlineportalen vor ihnen ab.

Ritter blätterte schweigend durch die ersten Meldungen.

BLUTIGE NACHT

IM DRITTEN BEZIRK ZWEI TOTE – POLIZEI HÄLT SICH BEDECKT
AUGENZEUGEN BERICHTEN VON „Massiven Körperverletzungen“

Er schob die Zeitung weg.

„Fantastisch.“

Waldmann nahm einen Ausdruck in die Hand.

„Die Formulierungen werden schnell reißerisch.“

„Das ist ihr Beruf.“

„Und deiner ist es, sie zu beruhigen.“

Ritter schnaubte.

„Womit?“

„Fakten.“

„Ich habe im Moment nur Albträume und zwei Leichen.“

Waldmann nahm einen Schluck Kaffee, verzog das Gesicht und stellte die Tasse wieder ab.

„Dann fang mit dem an, was du sicher weißt.“

Ritter zählte an den Fingern ab.

„Zwei Tote. Seltsame Halsverletzungen. Extreme Gewalt. Kein klares Motiv.“

„Gut.“

„Gut? Das ist alles andere als gut.“

Waldmann lehnte sich zurück.

„Es ist besser als Spekulation.“

Ritter sah ihn an.

„Und was ist mit deiner Spekulation?“

„Ich spekuliere nicht.“

„Lügner.“

Zum ersten Mal an diesem Morgen lächelte Waldmann schwach.

„Ein wenig vielleicht.“

Ritter schwieg. Er dachte an die Wunden. An die zerfetzten Hautlappen am Hals der Frau. An die Rippen, die aus dem Brustkorb des Mannes hervorgestanden waren. An die völlige Blässe beider Opfer.

Er war lange genug Polizist, um zu wissen, wann ein Fall krank war. Dieser war krank. Und schlimmer noch: Er hatte das Gefühl, dass der Täter ihn sehen wollte. Dass diese Leichen nicht nur tot waren, sondern ausgestellt.

„Wolf“, sagte Waldmann.

Ritter hob den Blick.

Waldmann setzte fort: „Wir müssen uns auf mehr vorbereiten.“

„Mehr Tote?“

„Ja.“

„Warum?“

Waldmann überlegte kurz, als würde er seine Worte sorgfältig auswählen.

„Weil jemand, der so tötet, nicht aufhört, nachdem er einmal angefangen hat.“

Ritter nickte langsam.

„Dann finden wir ihn!“

„Natürlich.“

„Und wenn nicht?“

Waldmann antwortete leise: „Dann wird Wien lernen, wie Angst riecht.“

Ritter sagte nichts mehr. Er stand auf, nahm seinen Mantel und warf einen letzten Blick auf die Unterlagen auf dem Tisch.

Draußen lief die Stadt weiter. Hier drinnen begann sie gerade erst, ihre Dunkelheit zu zeigen.

Kapitel 15

Der Dachboden über der Stadt

Der Dachboden roch nach altem Holz, Staub und dem trockenen Atem vergangener Jahrzehnte. Wenn der Wind stärker wurde, knarrten die Balken über Adrian Falks Kopf wie die Planken eines alten Schiffes. Im Winter zog Kälte durch Ritzen im Mauerwerk, im Sommer staute sich unter den Ziegeln die Hitze. Für einen Menschen wäre dieser Ort nicht sehr bequem gewesen. Für Adrian war er Heimat. Zumindest das, was einem Wesen wie ihm noch als Heimat dienen konnte.

Der Raum lag über einem alten Gründerzeithaus in einem stilleren Teil Wiens, in einer Straße, in der die Fassaden noch Stuck trugen und die Fensterbögen an eine untergegangene Welt erinnerten. Von unten wirkte das Gebäude unscheinbar. Ein Haus wie viele andere. Ein Hauseingang mit schwerer Tür, ein enger Flur, ein müder Lift, der nie bis ganz nach oben fuhr.

Niemand wusste, dass sich über der letzten bewohnten Etage noch ein weiterer Raum befand. Ein langer, niedriger Dachboden mit schrägen Wänden, einem alten gusseisernen Ofen, einem schmalen Bett, einem Tisch, zwei Stühlen und Regalen voller Bücher. Und in der Ecke, auf einem kleinen Schränkchen aus dunklem Holz, stand ein Grammophon.

Adrian schloss die Tür hinter sich und blieb einen Moment regungslos stehen.

Die Stille des Raums war anders als die Stille draußen. Nicht leer, sondern dicht. Wie ein Tuch, das sich um die Schultern legte. Er mochte das. In der Stadt gab es zu viele Geräusche, zu viele Gerüche, zu viel Leben. Hier oben konnte er denken.

Er legte den Mantel über die Rückenlehne des Stuhls und trat an das kleine Dachfenster. Von dort aus sah man über die Dächer der Stadt. Rauch stieg vereinzelt aus Kaminen. In den Straßen darunter kroch der Verkehr bereits durch den Tag. Straßenbahnen glitten durch Kreuzungen, Menschen trugen Taschen, Aktentaschen, Einkaufssackerln. Wien lebte. Es tat immer so, als wäre es unverwundbar.

Adrian legte zwei Finger an den kalten Fensterrahmen und blickte lange hinaus. Er hatte diese Stadt im Winter 1919 anders kennengelernt. Damals war Wien erschöpft gewesen, hungrig, zerrissen. Die Monarchie war gefallen, die Menschen froren und selbst die Häuser schienen kleiner und grauer unter dem Druck jener Jahre. Die Straßen hatten damals anders gerochen — nach Kohle, Pferdemist, nassem Leder, Schweiß und Suppe. Heute rochen sie nach Benzin, Kaffee, Regen und Elektrizität.

Aber unter all dem war die Stadt dieselbe geblieben. Alt, schön und voller Schatten.

Adrian wandte sich vom Fenster ab. Auf dem Tisch lagen noch die Zeitung vom Vortag, daneben ein paar lose Notizen, ein altes Lederetui und ein Schlüsselbund mit Schlüsseln zu Verstecken, von denen niemand wusste. In einer hölzernen Kiste unter dem Tisch bewahrte er Dokumente auf: alte Meldezettel, Namen, Zeugnisse, Papiere von Menschen, die alle längst tot waren. Ein Medizinstudent, ein Lagerarbeiter, ein Nachtportier, ein Bibliotheksgehilfe. Immer wieder war Adrian gezwungen gewesen, eine alte Existenz abzustreifen und eine neue anzunehmen.

Doch der wahre Adrian Falk war seit 1919 verschwunden. Nur hier oben erlaubte er sich manchmal, sich daran zu erinnern, wer er einmal gewesen war.

Er ging zum Grammophon, zog die kleine Stoffhülle von einer Platte und hob sie vorsichtig gegen das Licht. Die Schellackoberfläche war matt, an einer Kante minimal beschädigt. Eine Aufnahme aus den Zwanzigerjahren. Ein Walzer, den er in einem kleinen Geschäft im sechsten Bezirk gefunden hatte, vor langer Zeit, als solche Läden noch nicht nur Touristenromantik verkauften.

Er legte die Platte auf. Die Nadel knisterte. Dann hob sich die Musik langsam aus dem Trichter, leicht verzerrt, etwas fern – wie die Stimme eines Geistes, der aus einer anderen Epoche zu ihm sprach.

Adrian schloss die Augen, so hörte er diese Musik aus anderen Zeiten besser, sie ging unter die Haut. Und Wien fiel zurück, Die andere Stadt, die vergessene.

Damals war er siebenundzwanzig gewesen. Jung genug, um noch zu glauben, das Leben würde irgendwann beginnen. Alt genug, um bereits zu ahnen, dass die Welt kein gerechter Ort war. Er hatte Medizin studiert. Nicht aus Leidenschaft allein, sondern weil er schon früh begriffen hatte, dass der menschliche Körper die ehrlichste aller Wahrheiten in sich trug. Organe logen nicht. Blut log nicht. Knochen hatten keine Ideologie.

Sein Vater, ein Eisenbahnbeamter mit schwieligen Händen und einem Rücken, der vom jahrelangen Arbeiten gebeugt war, hatte nie verstanden, warum sein Sohn Bücher der Nachtarbeit vorzog.

Seine Mutter hatte ihn still unterstützt, wie sie alles still trug. Die Sorgen. Das wenige Geld. Die Angst vor der Zukunft. Eine jüngere Schwester hatte es gegeben, Klara, mit dunklem Haar und einer Stimme, die immer ein wenig zu laut gewesen war für die kleinen Räume, in denen sie gelebt hatten.

Manchmal fragte Adrian sich, ob er sich noch wirklich an ihr Lachen erinnerte oder nur an seine Sehnsucht danach.

Das Haus seiner Kindheit stand noch. Er war in den letzten Jahrzehnten mehr als einmal daran vorbeigegangen. Nicht oft, denn das hätte ihn schwach gemacht.

Aber manchmal stand er nachts auf der anderen Straßenseite im Schatten und sah zu den Fenstern empor. Fremde Menschen lebten jetzt dort. Andere Möbel, anderes Licht, andere Stimmen. Die Vergangenheit hatte kein Eigentum an ihren Räumen. Und doch tat es weh.

Adrian nahm die Platte vom Grammophon, bevor die Nadel den letzten Kreis zu lange kratzte. Er mochte keine Enden, die sich unnötig wiederholten.

Auf dem Regal neben dem Bett standen Bücher in mehreren Sprachen. Deutsche Klassiker. Medizinische Fachbücher aus einer anderen Zeit. Ein alter Band mit pathologischen Zeichnungen. Zwei Werke über Wiener Architektur. Ein zerlesener Gedichtband, dessen Rücken längst gebrochen war. Dazwischen lagen sauber gefaltet einige Briefe, die Adrian nie weggeschmissen hatte, obwohl längst niemand mehr lebte, der sie geschrieben hatte.

Er nahm einen davon in die Hand, ohne ihn zu öffnen. Klaras Handschrift, schräge Buchstaben, schnelle Tinte.

Er wusste nicht mehr, wie oft er sich in den ersten Jahrzehnten nach seiner Verwandlung eingeredet hatte, dass er seine Familie noch einmal sehen könnte, wenn er nur vorsichtig genug bliebe. Aber Vorsicht hatte gegen die Zeit nie geholfen. Zeit war für Menschen ein Messer. Für Vampire war sie eher Säure. Sie zerstörte langsam, aber gründlich.

Adrian legte den Brief zurück und trat erneut ans Fenster. Unten bog ein Polizeiwagen um die Ecke. Das blaue Licht flackerte kurz über eine Hausfassade, dann verschwand der Wagen wieder.

Die Morde der letzten Nacht würden inzwischen in den Medien sein. Nicht vollständig, noch nicht mit allen Details. Aber Wien war schnell, wenn es um Gerüchte ging. Noch schneller, wenn Blut im Spiel war.

Adrian konnte sich beinahe vorstellen, wie Oberinspektor Ritter irgendwo mit hartem Gesicht vor Fotos stand und versuchte, aus den Wunden eine Geschichte zu lesen. Und der Pathologe, Waldmann, würde zur gleichen Zeit in Fleisch und Knochen nach Antworten suchen, die ein Mensch eigentlich nicht finden konnte.

Adrian hatte Waldmann nie getroffen, nicht persönlich. Er kannte ihn nur aus entfernter Beobachtung. Ein paar Mal hatte er ihn am Eingang der Gerichtsmedizin gesehen, einmal spät nachts vor einem Würstelstand, mit Senf auf dem Mantel und jener konzentrierten Müdigkeit, die manche kluge Männer dauerhaft in ihrem Gesicht trugen.

Ritter kannte er besser – oder zumindest seine Spuren. Nicht direkt. Aber Adrian war in der Nähe mancher Fälle gewesen. Hatte alte Leichen gesehen, bevor die Polizei sie sah. Hatte aus Fenstern zugehört, wenn Ritter an Tatorten gestanden war und geraucht hatte. Hatte die Silhouette dieses Mannes über Jahre hinweg immer wieder erkannt: breit, unbeirrbar, zu stolz, um an Dinge zu glauben, die seine Welt aus den Angeln heben würden.

Ein Mensch wie Ritter war gefährlich. Nicht weil er Vampiren gewachsen wäre, sondern weil er nicht aufhörte.

Adrian respektierte das. Mehr, als ihm lieb war.

Er fuhr sich mit der Hand durchs Haar und schloss kurz die Augen. Noch immer hing in seinen Gedanken der Geruch der beiden Toten vom dritten Bezirk. Die Frau mit dem zerfetzten Hals. Der Mann mit den Rippen, die aus dem Fleisch herausgestanden waren. Martons Werk. Kein Zweifel.

Adrian hatte in seinem langen Dasein viele Vampire gesehen, manche brutal, manche grausam, manche nur verzweifelt. Aber nur wenige töteten mit derselben Mischung aus Effizienz und Theatralik wie Marton Wurlak.

Marton war kein bloßes Raubtier. Er war ein Regisseur. Jeder Mord war eine Inszenierung. Jeder Körper eine Botschaft. Jede Wunde eine Zeile in einem Satz, den nur jene ganz lesen konnten, die seine Sprache kannten.

Adrian kannte sie. Und genau deshalb bereitete ihm diese Rückkehr solche Angst. Nicht bloß weil Marton stark war, sondern weil Marton dachte. Er dachte in größeren Bewegungen, in Reaktionen, in Panik, in Mustern. Er tötete nicht nur für Blut. Er tötete, um eine Stadt aus dem Gleichgewicht zu bringen.

Und Adrian wusste bereits, an wen die Botschaft der letzten Nacht gerichtet gewesen war. An die Polizei, ja. An mögliche Jäger, natürlich. Aber vor allem an ihn.

„Komm heraus! Zeig dich!“

Adrian presste die Lippen aufeinander. Er hasste es, dass Marton ihn so gut lesen konnte.

Er ging quer durch den Dachboden bis zu einem kleinen Waschbecken in der Ecke. Das Wasser aus der Leitung lief rostig an, bevor es klar wurde. Adrian hielt die Hände unter den kalten Strahl. Alte Gewohnheiten waren hartnäckiger als

Blutdurst. Über dem Waschbecken hing ein schmaler Spiegel. Er sah hinein. Blasse Haut, dunkle Augen, ein Gesicht, das die Zeit vor über einem Jahrhundert angehalten hatte.

Mit siebenundzwanzig hatte er geglaubt, das Alter werde ihm eines Tages Würde geben. Nun hatte er Unsterblichkeit erhalten und festgestellt, dass beides nicht dasselbe war.

Er dachte an den Vampir, der ihn gebissen hatte. István Kadar. Der Name war in ihm nie ganz verstummt. István war nicht wie Marton gewesen. Nicht offen grausam, nicht sadistisch, nicht von jener alten kalten Freude erfüllt, mit der Marton tötete. Aber er war gehorsam gewesen. Ein Diener. Ein Jäger, der für einen älteren Herrn prüfte, welche Menschen Potenzial besaßen.

Adrian hatte das erst viel später begriffen.

Damals, in der Winternacht 1919, hatte er geglaubt, er sei zufällig Opfer geworden. Erst Jahrzehnte später, in einem Gespräch mit einem alten Vampir in Prag, war ihm der Gedanke gekommen, dass Auswahl im Spiel gewesen sein musste. István hatte ihn beobachtet. Wochenlang vielleicht.

Der Istvans Herr hatte prüfen lassen, ob ein Mensch mit Disziplin, Intelligenz und Gewissen als Vampir zerbrechen oder bestehen würde. Adrian war kein Unfall gewesen. Er war ein Versuch. Der Gedanke hatte ihn lange begleitet wie ein Dorn unter der Haut.

Wenn Marton nun in Wien war, konnte das Zufall sein. Aber Adrian glaubte nicht an Zufälle, die blutige Signaturen hinterließen. Er glaubte an Absicht. Und Marton war Absicht in Menschengestalt.

Ein dumpfer Glockenschlag drang durch das Fenster. Eine Kirche irgendwo in der Nähe. Adrian zählte nicht mit. Menschen zählten Zeit. Vampire nur Gelegenheiten.

Er zog eine Schublade des Tisches auf. Darin lagen ein paar sorgfältig angeordnete Dinge: ein Messer mit schmaler Klinge, ein Schlüssel, eine kleine Pistole, die er nur in äußerster Not benutzte, und ein altes Schwarz-Weiß-Foto.

Er nahm das Foto heraus. Seine Familie. Vater steif im Sonntagsanzug. Mutter ernst. Klara halb lächelnd. Adrian selbst daneben, jung, noch warm, noch ahnungslos. Er strich mit dem Daumen über das Papier. Dann legte er es wieder zurück.

Schwäche war gefährlich. Aber Erinnerung war nicht automatisch Schwäche. Manchmal war sie das Einzige, was einen davon abhielt, zum Monster zu werden.

Adrian sah noch einmal hinaus über die Stadt. Der Himmel war inzwischen heller geworden. Mehr Fenster standen offen. Mehr Stimmen trugen sich durch die Luft. Er fragte sich, wie viele Menschen heute die Zeitung lesen, die Fotos im Internet sehen, in Büros über die Morde sprechen und nicht im Entferntesten begreifen würden, dass sie in einer Stadt lebten, in der seit Jahrhunderten Dinge jagten, die älter waren als ihre Vorstellungen.

Vielleicht war es besser so. Vielleicht brauchten Menschen ihre Blindheit. Sie war die letzte dünne Haut über dem Chaos.

Doch Marton war in die Stadt gekommen, um diese Haut aufzureißen. Adrian spürte das mit jeder Stunde klarer. Er war nicht hier, um unbemerkt zu trinken und dann weiterzuziehen. Er wollte Aufmerksamkeit. Er wollte Angst. Er wollte, dass Wien sich an ihn erinnerte.

Adrian dachte an Florin Răducanu und an das, was der alte Rumäne gesagt hatte. Marton hinterlasse keine Städte, nur Friedhöfe. Das war nicht bloß eine elegante Übertreibung gewesen. Es war eine Warnung.

Adrian ging zum Bett, setzte sich an die Kante und faltete die Hände. Für einen Moment saß er einfach nur da, regungslos, mit gesenktem Kopf. Wer ihn in dieser Haltung gesehen hätte, hätte vielleicht gedacht, er bete. Doch Adrian betete seit sehr langer Zeit nicht mehr. Er dachte. An Wege durch die Stadt, an Verstecke, an alte Tunnel, an Orte, wo Marton sich wohlfühlen würde. Orte voller Beton, Dunkelheit, Geschichte und Tod. Orte, in die Menschen nur ungern hinabstiegen. Und an die Jäger. Denn wenn Marton so offen zu töten begann, würden sie früher oder später kommen.

Es gab Muster in dieser Welt. Wenn Monster laut genug wurden, tauchten immer Menschen auf, die gelernt hatten, in der Dunkelheit zurückzuschlagen.

Adrian war diesen Menschen früher ausgewichen. Immer. Sie waren gefährlich, unberechenbar, von einem Glauben getrieben, der ihnen manchmal mehr Mut als Verstand gab. Aber diesmal war Marton der größere Feind. Und das machte die Welt kompliziert.

Er hob den Kopf. Seine Augen waren fast schwarz.

„Du willst Krieg“, sagte er leise in den Raum.

Seine Stimme war ruhig. Nicht laut. Nicht dramatisch. Und doch schien sie zwischen den Balken hängen zu bleiben.

„Dann bekommst du Krieg.“

Draußen über den Dächern Wiens zog eine Wolkenbank langsam vor die Sonne.

Das Licht im Dachfenster wurde dumpfer. Für einen kurzen Augenblick sah die Stadt wieder aus, als wäre es Nacht.

Kapitel 16

Die erste Begegnung

Deutschland, fünf Jahre zuvor.

Der Regen fiel in dichten schrägen Linien auf den Asphalt des Parkplatzes. Frank Heller saß in seinem Wagen und starrte auf das Gebäude vor sich. Es war eine kleine Klinik am Rand einer mittelgroßen Stadt. Kein besonders auffälliger Ort. Ein zweistöckiger Bau aus Beton und Glas, dessen Fassade von Neonlicht erhellt wurde. Ein Ort, an dem Menschen behandelt werden sollten. Zumindest glaubte man das.

Heller nahm einen tiefen Atemzug. Seine Hände zitterten leicht. Nicht vor Angst. Wegen des Entzugs. Er griff nach dem kleinen Fläschchen auf dem Beifahrersitz, betrachtete es einen Moment und stellte es wieder zurück.

„Nicht jetzt“, murmelte er.

Er wusste, dass er sich zusammenreißen musste. Heute Nacht ging es um etwas anderes.

Frank Heller war früher ein angesehener Arzt gewesen. Chirurg. Er hatte Leben gerettet, komplizierte Operationen durchgeführt und ein Talent besessen, das viele Kollegen beneideten. Doch das alles war lange vorbei. Der Krieg gegen den Schmerz – und gegen das Morphinum – hatte ihn zerstört.

Heute war er ein Mann, der nachts Dinge tat, die niemand offiziell tat.

Heller öffnete die Autotür und stieg aus. Der Regen kühlte sein Gesicht. Er zog den Mantel enger um sich und ging zum Eingang der Klinik.

Im Inneren war es still. Die Rezeption war unbesetzt. Die Lichter im Flur waren gedimmt. Heller kannte dieses Gefühl inzwischen. Wenn ein Gebäude zu ruhig wurde, bedeutete das oft, dass etwas nicht stimmte.

Er ging langsam den Flur entlang. Seine Hand glitt in die Tasche seines Mantels. Dort lag ein Holzpflöck. Nicht besonders elegant. Aber effektiv.

Ein Geräusch. Ganz am Ende des Flures. Ein leises Knurren.

Heller blieb stehen. Er hörte noch etwas anderes. Eine Stimme.

„Bleiben Sie stehen!“

Heller drehte sich langsam um. Ein Mann stand im Schatten des Flurs. Groß. Schlank. Sein Gesicht war scharf geschnitten, seine hellen Augen ruhig und wachsam. In seiner Hand hielt er eine Pistole.

„Wer sind Sie?“, fragte der Mann.

Heller antwortete ruhig: „Das wollte ich Sie gerade fragen.“

Der Mann trat näher. Seine Bewegungen waren kontrolliert, diszipliniert.

„Robert Westergard“, sagte er schließlich. „Früher Priester.“

Heller hob eine Augenbraue.

„Früher Arzt.“

Westergard betrachtete ihn einen Moment.

Dann sagte er: „Dann wissen Sie wahrscheinlich, dass hier drinnen Menschen sterben.“

Heller nickte.

Eine kurze Pause.

Dann sagte Westergard leise: „Aber nicht an Krankheiten.“

In diesem Moment ertönte ein Schrei aus einem der Zimmer. Ein entsetzlicher Schrei. Beide Männer sahen gleichzeitig zum Ende des Flurs. Dann liefen sie. Die Tür zum Zimmer stand offen. Das Licht darin flackerte.

Auf dem Boden lag eine Krankenschwester. Ihr Körper war verdreht, der Hals völlig aufgerissen. Blut bedeckte den Boden und spritzte bis an die Wände. Und über ihr stand ein Mann. Oder etwas, das einmal ein Mann gewesen war. Seine Haut war bleich. Seine Augen glühten rot. Seine Lippen waren voller Blut.

Das Wesen sah auf. Etwas wie ein Lächeln erschien auf seinem Gesicht.

„Die Retter?“

Westergard schoss sofort. Die Kugel traf den Vampir in die Brust. Doch der taumelte nur kurz. Dann griff es an.

Heller reagierte schneller. Er sprang vor. Der Holzpflöck traf den Vampir direkt in die Brust. Das Geräusch war ein dumpfes Knacken. Der Körper des Vampirs versteifte sich. Dann zerfiel er. Nicht sofort, aber langsam. Als würde etwas Unsichtbares ihn von innen heraus zerstören.

Stille. Nur der Regen gegen die Fenster.

Westergard senkte langsam die Pistole.

„Sie wussten es.“

Heller nickte.

Westergard betrachtete ihn einen Moment.

Dann sagte er: „Dann arbeiten wir wohl am selben Problem.“

Heller sah auf den Boden. Auf das Blut. Auf den zerfallenden Körper des Vampirs.

„Sieht so aus.“

Die beiden Männer hörten Schritte hinter sich. Sie drehten sich um. Eine Frau stand im Flur. Blondes Haar, grüne Augen, eleganter Mantel. In ihrer Hand hielt sie eine Armbrust.

„Gut“, sagte sie ruhig. „Dann sind wir jetzt drei.“

Kapitel 17

Adele von Hessen

Im Hotelzimmer im vierten Bezirk war es still. Durch die hohen Fenster drang graues Licht und legte sich über den schweren Holztisch, die Vorhänge und den offenen Geigenkasten auf dem Bett.

Adele von Hessen stand am Fenster. Von hier aus konnte man einen Teil der Stadt sehen: die Dächer der alten Häuser, die Kuppel der Karlskirche und weiter entfernt die ersten Straßenbahnen, die sich durch den Verkehr bewegten. Wien war schön. Fast zu schön für das, was gerade in dieser Stadt geschah.

Adele atmete langsam aus. Dann ging sie zurück zum Bett.

Der Geigenkasten lag geöffnet dort, als wäre er ein Teil ihres Körpers, den sie abgelegt hatte. Die Geige darin war alt. Nicht weltberühmt, aber hervorragend gebaut. Sie nahm das Instrument vorsichtig heraus. Ihre Finger glitten über das Holz. Die Bewegungen waren vertraut, natürlich.

Musik war einmal ihr Leben gewesen. Viele Jahre zuvor. In Salzburg. Die Räume des Konservatoriums hatten immer nach Holz, Staub und Kolophonium gerochen. Adele war damals zweiundzwanzig gewesen. Voller Energie. Voller Ehrgeiz. Sie spielte täglich mehrere Stunden. Etüden, Konzerte, schwierige Passagen, die andere Studenten längst aufgegeben hatten.

Ihr Professor war Wolfgang H. Ein kleiner drahtiger Mann mit scharfen Augen und einem Gedächtnis für Fehler, das beinahe unheimlich war. Er war kein sanfter Lehrer. Er unterbrach sie oft mitten im Spiel.

„Nein.“ Oder: „Das ist technisch korrekt, aber musikalisch tot.“ Oder manchmal nur: „Noch einmal.“

Adele hatte ihn einmal gefragt, warum er so streng sei. Wolfgang H. hatte sie damals lange angesehen.

Dann sagte er ruhig: „Weil Talent ohne Disziplin wertlos ist.“

Er nahm ihr die Geige aus der Hand, spielte ein paar Takte selbst und gab sie ihr zurück.

„Sie haben Talent.“ Dann fügte er hinzu: „Wenn Sie sich wirklich bemühen, Fräulein von Hessen ...“ Er lächelte kaum sichtbar. „... werden Sie eines Tages eine große Geigerin.“

Diese Worte hatten sich tief in Adele eingebrannt. Nicht als Lob, sondern als Verpflichtung.

Die Jahre in Salzburg waren die glücklichsten ihres Lebens gewesen. Musik, Freunde, Konzerte. Und das Gefühl, dass die Welt offen vor ihr lag. Sie war neugierig auf alles gewesen. Andere Städte, andere Menschen, andere Kulturen.

Ihre Weltoffenheit war es auch gewesen, die sie schließlich nach London geführt hatte. Dort lernte sie Edward von Hessen kennen. Ein großer Mann mit dunklen Haaren, klarem Blick und einem Humor, der manchmal trocken und manchmal überraschend warm war.

Edward war kein Musiker. Er war Geschäftsmann. Immobilien, große Projekte, alte Gebäude, neue Ideen. Doch er liebte Musik. Vor allem wenn Adele spielte.

„Du spielst nicht nur Noten“, hatte er einmal gesagt. „Du erzählst Geschichten.“

Sie heirateten zwei Jahre später.

Adele glaubte damals, ihr Leben sei vollständig.

Die Nacht, in der Edward starb, begann vollkommen normal. Es war ein warmer Abend in London. Das Haus in Kensington war hell erleuchtet und Adele hatte gerade eine Bach-Partita geübt, während Edward noch im Arbeitszimmer telefonierte.

Sie erinnerte sich noch genau an den Moment, als die Musik aufgehört hatte, weil sie etwas gehört hatte. Ein Geräusch, einen dumpfen Schlag, dann Stille. Adele legte die Geige weg.

„Edward?“

Keine Antwort.

Sie ging zum Arbeitszimmer. Die Tür stand offen. Der Geruch traf sie zuerst. Blut. Edward lag auf dem Boden. Sein Körper war verdreht, als hätte ihn etwas mit unglaublicher Kraft gegen den Schreibtisch geschleudert. Der Hals war aufgerissen. Nicht geschnitten. Zerrissen. Blut hatte den Teppich dunkel gefärbt.

Adele konnte sich später nicht erinnern, wie lange sie dort gestanden war. Sekunden, Minuten, vielleicht länger.

Doch sie erinnerte sich an das Gefühl. Die Welt war plötzlich aus den Fugen geraten. Alles, was vorher Ordnung gehabt hatte, war in diesem Moment zerbrochen.

Die Polizei erklärte den Mord später als einen besonders brutalen Überfall. Doch Adele hatte sofort gewusst, dass diese Erklärung eine Lüge gewesen war. Nicht von der Polizei. Sondern von der Realität.

Die Monate danach hätten sie zerstören können. Viele Menschen zerbrechen an solchen Momenten. Sie geben auf. Sie ziehen sich zurück. Sie verlieren sich.

Adele tat das nicht. Vielleicht weil Wolfgang H. ihr einmal gesagt hatte, dass Talent ohne Disziplin wertlos sei. Vielleicht weil Musik ihr beigebracht hatte, dass selbst Chaos eine Struktur haben könne. Oder vielleicht weil sie spürte, dass Edwards Tod nicht sinnlos gewesen war.

Es gab etwas in dieser Welt. Etwas, das Menschen jagte. Und wenn es existierte, dann konnte es auch bekämpft werden.

Ein Jahr später hatte sie Frank Heller und Robert Westergard getroffen. Zwei Männer, die dasselbe begriffen hatten. Drei Menschen. Drei unterschiedliche Leben. Doch ein gemeinsames Ziel.

Adele hob die Geige an. Der Bogen berührte die Saiten. Ein einzelner Ton erfüllte das Zimmer. Warm, klar, lebendig. Für einen Moment war die Welt wieder so, wie sie einmal gewesen war.

Dann senkte sie den Bogen. Draußen heulten in der Ferne Polizeisirenen. Die Realität kehrte zurück. Adele legte die Geige vorsichtig zurück in den Kasten. Ihr Blick wurde hart.

„Wer auch immer du bist“, flüsterte sie leise, „ich werde dich finden.“

Dann schloss sie den Geigenkasten.

Kapitel 18

Ein ungewöhnlicher Vorschlag

Der Nachmittag über Wien war grau.

Im Büro von Oberinspektor Wolf Ritter stapelten sich Akten auf dem Schreibtisch, daneben zwei leere Kaffeebecher und ein Aschenbecher, der längst hätte geleert werden müssen.

Ritter saß hinter dem Tisch und starrte auf die Fotos der beiden neuen Opfer. Die junge Frau. Der Mann mit dem zerstörten Brustkorb. Er hatte in seiner Laufbahn vieles gesehen, Schlägereien, Eifersuchtsmorde, Drogenkriege. Aber diese Wunden machten ihn nervös.

Die Tür seines Büros öffnete sich ohne Klopfen.

„Du siehst aus, als würdest du gleich jemanden erschießen.“

Ritter hob den Blick.

Dr. Thomas Waldmann trat ein, mit einem Stapel Unterlagen unter dem Arm.

„Setz dich“, sagte Ritter.

Waldmann nahm den Stuhl gegenüber.

„Du hast die Ergebnisse?“, fuhr Ritter fort.

„Einen Teil davon.“

Waldmann legte einige Fotos und Ausdrücke auf den Tisch. Ritter sah sie durch.
Dann seufzte er.

„Du wirst mir gleich wieder erzählen, dass diese Verletzungen nicht normal sind.“

„Sind sie auch nicht.“

„Das hast du gestern auch gesagt.“

„Und heute kann ich es belegen.“

Ritter schob die Fotos zurück.

„Also gut.“ Er lehnte sich zurück. „Sag mir einfach, dass irgendein Irrer mit einem Werkzeug herumläuft, das wir noch nicht gefunden haben.“

Waldmann antwortete nicht sofort. Stattdessen sah er Ritter lange an.

„Wolf.“

„Ja.“

„Wenn ich dir etwas sage, das dir nicht gefällt ...“

„Dann sage ich dir, dass du verrückt bist.“

„Damit kann ich leben.“

Ritter verzog den Mund.

„Also?“

Waldmann verschränkte die Hände.

„Ich habe vor einigen Jahren einen ähnlichen Fall gesehen.“

Ritter runzelte die Stirn.

„In Wien?“

„Nein.“

„Wo?“

„Deutschland.“

Ritter sah ihn überrascht an.

„Und du erzählst mir das erst jetzt?“

„Weil ich mir zuerst sicher sein wollte.“

„Und jetzt bist du sicher?“

Waldmann nickte.

„Die Verletzungen sind fast identisch.“

Ritter griff nach einem Foto.

„Wer hat den Fall bearbeitet?“

Waldmann zögerte einen Moment.

Dann sagte er: „Ein Arzt namens Frank Heller.“

Der Name sagte Ritter nichts.

„Und?“

„Er arbeitet inzwischen nicht mehr offiziell als Arzt. Aber er beschäftigt sich seit Jahren mit genau solchen Fällen.“

Ritter sah ihn misstrauisch an.

„Was für Fällen?“

Waldmann antwortete ruhig: „Morden, die nicht erklärbar sind.“

Stille. Ritter trommelte mit den Fingern auf den Tisch.

„Und du willst mir sagen, dass dieser Mann plötzlich die Lösung hat?“

„Nein.“

„Was dann?“

„Dass er vielleicht Fragen stellt, die wir noch nicht gestellt haben.“

Ritter dachte nach. Er mochte keine Hilfe von außen. Schon gar nicht von Fremden. Aber die Fotos auf seinem Tisch erinnerten ihn daran, dass dieser Fall nicht gewöhnlich war.

„Wo ist dieser Heller?“

Waldmann griff in seine Mappe.

„In Wien.“

Ritter sah ihn an.

„Wie bitte?“

„Er ist nicht allein.“

„Wer noch?“

„Zwei andere.“

Ritter rieb sich über das Gesicht.

„Du willst mir also sagen, dass drei Fremde nach Wien kommen, genau in dem Moment, in dem diese Morde passieren?“

„Ja.“

„Und du findest das nicht verdächtig?“

Waldmann lächelte leicht.

„Doch.“

„Dann erklär mir bitte, warum ich sie nicht sofort verhaften lassen sollte!“

„Weil sie mit uns auf derselben Seite stehen.“

Ritter schwieg lange.

Dann fragte er: „Wo wohnen sie?“

Waldmann nannte ihm den Namen des Hotels.

„Vierter Bezirk.“

Ritter stand auf. Er nahm seinen Mantel vom Stuhl.

„Du kommst mit.“

„Dann lernen wir sie jetzt persönlich kennen.“

Kapitel 19

Das erste offizielle Gespräch

Das Hotel im vierten Bezirk war ruhig. Es lag in einer Seitenstraße unweit der Karlskirche. Ein altes Haus mit heller Fassade, hohen Fenstern und einem Eingang, der noch aus einer Zeit zu stammen schien, in der Hotels nicht modern, sondern würdevoll sein mussten. Im kleinen Foyer roch es nach Bohnerwachs, altem Teppich und starkem Kaffee. Hinter der Rezeption saß ein älterer Mann, der die Kunst beherrschte, Dinge zu sehen, ohne sie je zu kommentieren. Für Frank Heller war genau das wichtig gewesen. Ein Hotel, das keine Fragen stellte.

Im ersten Stock, am Ende eines langen Flurs mit dunklem Läuferteppich, hatte Adele von Hessen drei Zimmer gebucht. Eines davon benutzten sie jetzt als Besprechungsraum. Der Tisch in der Mitte war eigentlich für Geschäftsreisende gedacht, die Rechnungen prüften oder Briefe schrieben. Nun lagen darauf Tatortfotos, Zeitungen, handschriftliche Notizen und zwei Stadtpläne von Wien.

Es war bereits Abend geworden. Das Licht der Straßenlaternen drang durch die halb geschlossenen Vorhänge und zeichnete matte Streifen auf den Boden.

Frank Heller stand am Fenster und rauchte. Er rauchte selten aus Genuss. Meistens nur, wenn er dachte. Und im Moment dachte er zu viel.

Hinter ihm saß Robert Westergard am Tisch und blätterte in den Zeitungsartikeln des Tages.

Adele stand am Sideboard und schenkte Wein in die Gläser.

Es klopfte an der Tür. Nicht laut. Zweimal kurz. Westergard hob den Blick. Adele stellte die Flasche ab.

Heller drückte die Zigarette im Aschenbecher aus und sagte: „Herein.“

Die Tür öffnete sich. Oberinspektor Wolf Ritter trat ein, dicht gefolgt von Dr. Thomas Waldmann. Ritter trug einen dunklen Mantel, den er sofort auszog, als wäre ihm der ganze Tag bereits zu schwer geworden. Er war ein großer Mann mit breiten Schultern, grauem Haar und einem Gesicht, das nicht unfreundlich wirkte, aber vom Leben hart bearbeitet worden war. Seine Augen waren klein, wach und misstrauisch. Man sah ihm an, dass er jahrzehntelang Menschen angesehen hatte, die logen, betrogen, töteten und hinterher behaupteten, sie hätten es nie gewollt.

Neben ihm wirkte Waldmann fast schmal. Der Pathologe war etwas jünger, elegant in seiner Haltung, mit dunklem, an den Schläfen bereits ergrautem Haar und einem schmalen Gesicht, das eher zu einem Universitätsdozenten als zu jemandem passte, der tagtäglich Tote aufschnitt. Seine Augen waren jedoch schärfer als die meisten Messer in seiner Gerichtsmedizin. Ruhig. Präzise. Unangenehm aufmerksam.

Ritter schloss die Tür hinter sich.

Niemand sprach in den ersten Sekunden. Die fünf sahen einander nur an. Es war eines dieser Treffen, bei denen jeder bereits wusste, dass er lieber woanders wäre, und gleichzeitig begriff, dass genau dieses Zimmer im Moment der einzige Ort in Wien war, an dem noch halbwegs ehrlich gesprochen werden konnte.

Heller machte die erste Bewegung. Er deutete auf die Stühle.

„Setzen wir uns.“

Ritter nickte knapp, ohne zu lächeln, und nahm am Tisch Platz. Waldmann setzte sich neben ihn.

Adele blieb zunächst stehen.

„Sie wollten uns sprechen“, sagte sie.

Ritter sah in die Runde.

„Das wollte ich.“

Seine Stimme war tief und ruhig, mit dem harten Wiener Tonfall eines Mannes, der keine Geduld für Theater hatte.

„Dann sagen Sie uns, bitte, zuerst eines!“, erwiderte Heller. „Warum sind Sie hier?“

Ritter zog eine Braue hoch.

„Weil ich zwei weitere Tote habe.“

„Die hatten Sie vorher auch schon.“

„Ja“, sagte Ritter. „Aber jetzt habe ich einen Pathologen, der mir Dinge sagt, die ich eigentlich nicht hören will.“

Waldmann verschränkte ruhig die Hände.

„Und Sie ...“, sagte Ritter weiter und blickte nacheinander Heller, Westergard und Adele an, „... ich hörte Sie sprechen. So, als wüssten Sie viel mehr als die Polizei.“

Heller setzte sich langsam.

„Wir wissen nicht alles.“

„Aber genug?“

„Vielleicht.“

Ritter lehnte sich zurück.

„Das Wort ‚vielleicht‘ wird mir langsam unsympathisch.“

Westergard hob den Blick von den Zeitungsartikeln.

„Uns auch.“

Die Spannung im Raum war sofort spürbar.

Adele trat vom Sideboard weg und setzte sich endlich ebenfalls an den Tisch. Sie saß aufrecht, mit ruhigen Bewegungen und jener Selbstkontrolle, die bei ihr fast kälter wirkte als Aggression. Im Licht der Lampe bekam ihr blondes Haar einen goldenen Schimmer, während ihre grünen Augen Ritter aufmerksam musterten.

„Dann fangen wir vernünftig an!“, sagte sie. „Sie erzählen, was Ihre Gerichtsmedizin ergeben hat! Danach erzählen wir, was wir davon halten.“

Ritter sah sie kurz an.

„Sie geben hier erstaunlich gerne Befehle.“

Adele erwiderte seinen Blick ohne jede Regung.

„Und Sie hören erstaunlich ungern zu.“

Waldmann unterdrückte ein kaum sichtbares Lächeln. Ritter bemerkte es.

„Nicht jetzt, Thomas.“

Dann zog er einen Umschlag aus seinem Mantel, legte ihn auf den Tisch und schob ihn in die Mitte.

„Die Fotos kennen Sie teilweise schon.“

Heller öffnete den Umschlag, nahm die Bilder heraus und legte sie der Reihe nach aus. Die erste Leiche aus dem zehnten Bezirk. Der junge Mann mit den sauberen Einstichen am Hals. Dann das zweite Opfer, die Frau. Danach die beiden neuen Toten aus dem dritten Bezirk. Die junge Frau mit dem aufgerissenen Hals. Der Mann mit dem eingedrückten Brustkorb und den Rippen, die aus dem Fleisch traten.

Einige Sekunden sagte niemand etwas. Heller betrachtete die Bilder sehr genau. Nicht wie ein Sensationsgieriger, nicht einmal wie ein Ermittler, sondern wie ein Arzt, der versucht, ein Krankheitsbild zu verstehen.

„Die Gewalt nimmt zu“, sagte er schließlich.

Waldmann nickte.

„Das ist auch mein Eindruck.“

Westergard nahm eines der Fotos in die Hand. Es zeigte die junge Frau. Ihr Hals war so brutal verletzt, dass selbst in der unscharfen Vergrößerung noch das zerrissene Gewebe sichtbar war.

„Das hier ist nicht nur Töten“, sagte er leise.

Ritter sah ihn an.

„Sondern?“

Westergard legte das Foto wieder hin.

„Zurschaustellung.“

Adele nickte.

„Der Täter will, dass die Körper gesehen werden.“

„Das hat mein Pathologe auch gesagt“, erwiderte Ritter.

Waldmann verschränkte die Arme.

„Weil die Verletzungen in ihrer Form nicht effizient sind.“

Heller hob den Blick.

„Was meinen Sie damit?“

Das war der Moment, in dem Waldmann in seine eigentliche Rolle fand. Nicht mehr bloß als Nebenfigur des Polizisten. Sondern als jemand, der sprach, wenn die Toten fertig waren.

„Der erste Tote“, begann er ruhig, „war fast vollständig ausgeblutet, aber die Wunden am Hals waren vergleichsweise präzise. Bei den beiden neuen Opfern ist das anders. Besonders bei der Frau.“ Er deutete auf das Bild. „Hier wurde nicht nur Blut entnommen. Hier wurde Schaden erzeugt. Zerreißen des Gewebes, übermäßige Traumatisierung, unnötige Offenheit der Wunde.“

Heller hörte sehr aufmerksam zu.

„Sie sagen also, der Täter hätte mit weniger Gewalt denselben Effekt erzielen können.“

„Ja.“

„Hat er aber nicht.“

„Nein.“

Heller nickte langsam.

„Dann wollte er Eindruck hinterlassen.“

„Oder er lebte seine Wut aus“, sagte Adele.

„Oder seine Lust“, fügte Westergard hinzu.

Im Raum wurde es still. Ritter trommelte einmal mit zwei Fingern auf den Tisch.

„Also haben wir es mit einem Sadisten zu tun.“

„Nicht zwingend“, sagte Heller.

Ritter sah ihn an.

„Wieso nicht?“

Heller nahm das Foto des Mannes mit dem zerstörten Brustkorb in die Hand.

„Weil Sadismus oft chaotischer ist. Das hier ist brutal, ja. Aber es ist auch kontrolliert.“ Er legte das Bild wieder ab. „Der Brustkorb wurde mit enormer Kraft beschädigt. Nicht mehrfach. Nicht planlos. Einmal. Vielleicht zweimal. Der Täter weiß sehr genau, was er kann.“

Waldmann hob leicht die Augenbrauen.

„Das entspricht meiner Einschätzung.“

Adele sah zwischen beiden Männern hin und her.

„Und was sagt Ihnen das?“

Heller lehnte sich zurück.

„Dass wir es nicht mit einem gewöhnlichen Serienmörder zu tun haben.“

Ritter atmete durch.

„Dieses Wort, ‚gewöhnlich‘, höre ich heute zum dritten Mal.“

Westergard faltete die Hände vor sich.

„Dann hören Sie es beim vierten Mal vielleicht mit mehr Offenheit.“

Ritter antwortete nicht sofort. Er warf einen Blick auf Waldmann, dann wieder auf die drei Deutschen.

„Sagen wir, ich bin offen. Nur rein hypothetisch. Worauf wollen Sie hinaus?“

Eine Pause. Niemand schien der Erste sein zu wollen, der das Offensichtliche aussprach.

Schließlich war es Adele.

„Auf etwas, das nicht menschlich ist.“

Ritter schnaubte leise. Nicht spöttisch. Mehr wie ein Mann, der genau diese Antwort erwartet und dennoch gehofft hatte, sie nicht zu bekommen.

„Wir sind also wieder dort.“

„Ja“, sagte Waldmann ruhig.

Ritter drehte den Kopf zu ihm.

„Thomas.“

„Du wolltest, dass ich ehrlich bleibe.“

„Ehrlich ist etwas anderes als verrückt.“

Waldmann ließ sich davon nicht beeindrucken.

„Ich bin nicht verrückt. Ich beschreibe nur, dass die Verletzungen außerhalb des Musters normaler Gewaltdelikte liegen.“

„Und die beiden da?“ Ritter deutete auf Heller und Westergard. „Die sagen mir gleich, dass irgendwelche Ungeheuer durch Wien laufen.“

Westergard hob den Blick.

„Noch nicht.“

Ritter blinzelte.

„Noch nicht?“

„Nein“, sagte Westergard. „Erst dann, wenn Sie bereit sind, zuzuhören.“

Für einen Augenblick wirkte Ritter, als würde er aufstehen und gehen. Doch er tat es nicht. Vielleicht weil er müde war. Vielleicht weil die Bilder auf dem Tisch zu deutlich sprachen. Vielleicht auch weil ein alter Instinkt in ihm begriff, dass Spott an einem bestimmten Punkt nicht mehr Intelligenz war, sondern Feigheit.

Heller beugte sich leicht vor.

„Herr Oberinspektor! Wir wissen, wie das klingt. Glauben Sie mir, niemand von uns springt gern mit solchen Erklärungen in ein Gespräch.“

„Warum sagen Sie es dann?“

Heller antwortete, ohne zu zögern: „Weil die Alternative ist, dass Sie weiter mit den falschen Werkzeugen arbeiten.“

Waldmann nickte kaum sichtbar. Ritter merkte es.

„Und du bist jetzt plötzlich auf derselben Seite?“

Der Pathologe hob die Schultern.

„Nicht auf derselben Seite. Aber wir schauen auf dieselben Wunden.“

Adele sah auf die Fotos.

„Es gibt Muster. Der Täter steigert sich. Die ersten Morde waren fast vorsichtig. Jetzt beginnt er, mit den Körpern zu sprechen.“

„Mit den Körpern zu sprechen“, wiederholte Ritter. „Das ist eine poetische Umschreibung für Verstümmelung.“

„Nein“, sagte Adele. „Es ist präzise.“ Sie tippte auf die Bilder. „Diese Leichen sind Nachrichten.“

Wieder Stille.

Dann fragte Ritter: „An wen?“

Niemand antwortete sofort.

Westergard sah zuerst zu Heller, dann zu Adele.

„Vielleicht an uns“, sagte er.

„Uns?“, fragte Ritter.

„Menschen, die wissen sollen, dass etwas Altes zurückgekehrt ist.“

Ritter lachte nicht. Er saß nur da und starrte auf die Bilder, als könnten sie jeden Moment von selbst beginnen zu sprechen.

Waldmann war es, der die Stille schließlich durchbrach: „Es gibt noch etwas, das du wissen solltest.“

Ritter drehte den Kopf zu ihm.

„Ich ahne schon, dass mir das nicht gefallen wird.“

„Wird es nicht.“

Waldmann zog einen gefalteten Ausdruck aus seiner Mappe.

„Die Blutwerte der Opfer. Oder, besser gesagt, das, was davon übrig war.“

Heller nahm das Blatt entgegen.

Waldmann sprach weiter: „Bei beiden jüngsten Opfern fehlen Mengen, die mit dem sichtbaren Verletzungsbild allein nicht schlüssig sind. Außerdem finden sich in der Gewebeverteilung Hinweise darauf, dass das Blut extrem rasch verloren wurde.“

„Rasch heißt?“, fragte Adele.

„Sekunden. Vielleicht eine Minute.“

Westergard nickte langsam.

„Dann jagt der Täter nicht nur. Er beherrscht die Situation vollständig.“

„Ja“, sagte Waldmann. „Und die Kraft, die auf den männlichen Körper wirkte, sprengt alles, was ich mit normaler menschlicher Muskulatur erklären kann.“

Ritter rieb sich das Kinn.

„Sagen wir, ich glaube dir einen Teil davon. Was dann?“

Diese Frage veränderte die Atmosphäre im Raum. Zum ersten Mal ging es nicht nur um Theorie, sondern um Handeln.

Heller zog eine der Wiener Karten näher zu sich.

„Dann müssen wir von zwei Dingen ausgehen.“

„Welche?“

„Erstens: Der Täter hat ein Revier oder mehrere Rückzugsorte. Zweitens: Er wird weitermachen.“

Ritter nickte knapp.

„Das nehme ich auch ohne Ungeheuergeschichte an.“

„Gut“, sagte Heller. „Dann sind wir uns wenigstens in einem Punkt einig.“

Adele beugte sich über die Karte.

„Die Tatorte liegen noch zu weit auseinander, um ein klares Nest zu erkennen. Aber sie haben Gemeinsamkeiten: kurze Fluchtwege, wenig nächtlicher Fußverkehr, wenige direkte Zeugen.“

Westergard ergänzte: „Und immer Orte, die schnell wieder leer werden. Er will Opfer, aber keine längeren Kämpfe.“

„Oder er will nicht gestört werden“, sagte Waldmann.

„Beides“, antwortete Heller.

Ritter sah auf die Karte.

„Und was genau schlagen Sie vor?“

Heller hob den Kopf.

„Noch nichts Grobes. Beobachtung, Analyse, Druck auf verlassene Gebäude, Tunnelanlagen, Industrieflächen.“

Ritter verzog leicht den Mund.

„Sie reden, als hätten Sie das schon oft getan.“

„Haben wir.“

Das war das erste Mal in diesem Gespräch, dass niemand sofort eine spöttische Bemerkung machte.

Die drei Deutschen wirkten plötzlich älter. Nicht biologisch, aber in der Art, wie ihre Gesichter für einen Moment still wurden.

Adele war es, die als Erste wieder sprach: „Das hier ist kein gewöhnlicher Täter. Wenn Sie ihn mit normalen Polizeiroutinen behandeln, werden mehr Menschen sterben.“

Ritter sah sie lange an.

„Sie sind erstaunlich direkt.“

„Direktheit spart Zeit Herr Oberinspektor.“

Ritter stand langsam auf und ging zum Fenster. Draußen fuhr eine Straßenbahn vorbei. Menschen liefen über die Kreuzung. Unten im Foyer lachte jemand. Das Leben ging weiter. Für den Augenblick.

Er wandte sich wieder um.

„Also gut.“ Seine Stimme war leiser geworden. „Ich sage nicht, dass ich Ihnen Ihre Geschichten glaube.“

Heller nickte.

„Das müssen Sie auch noch nicht.“

„Aber ich sage, dass ich insgesamt vier Tote habe, deren Wunden ich nicht erklären kann. Und einen Pathologen, der mich inzwischen fast noch nervöser macht als die Leichen.“

Waldmann schaute ihn an.

„Das ist vielleicht das freundlichste Kompliment, das du mir je gemacht hast.“

Ritter ignorierte ihn.

„Sie helfen mir. Aber unter meinen Bedingungen.“

„Welche sind das?“, fragte Westergard.

„Kein Unsinn vor meinen Leuten, keine eigenen Aktionen in meinem Ermittlungsraum. Und wenn Sie etwas wissen, das meine Toten erklären kann, sagen Sie es sofort.“

Adele nickte langsam.

„Einverstanden.“

Heller sah in die Runde.

„Dann arbeiten wir zusammen.“

Ritter schnaubte leise.

„Nennen wir es ‚vorläufige Zweckgemeinschaft‘.“

„Damit kann ich leben“, sagte Heller.

Westergard war nicht ganz zufrieden.

Er fragte noch: „Und wenn es schlimmer wird?“

Ritter sah ihn an.

„Dann reden wir weiter.“

Niemand im Raum sagte es laut. Aber alle wussten, dass es schlimmer werden würde. Sehr bald.

Kapitel 20

Der Plan

Der Schlachthof war wieder ruhig geworden. Die neuen Vampire hatten sich in den Schatten der Halle zurückgezogen. Sie bewegten sich dort wie nervöse Tiere, die noch nicht wussten, wie man mit ihrer eigenen Kraft umgehen sollte. Man hörte sie manchmal leise knurren oder über den Beton gehen, aber sie wagten es nicht, näher zu kommen.

Sie hatten gelernt. Marton hatte ihnen das beigebracht.

Der alte Vampir stand allein im ehemaligen Verwaltungsbüro des Schlachthofs. Die Fenster waren zerbrochen und durch die Öffnungen kroch der kalte Wind der Nacht. Auf dem Boden lagen alte Aktenordner, verrostete Metallstühle und ein Schreibtisch, der schon lange niemandem mehr gehört hatte.

Marton mochte diesen Raum. Von hier aus konnte er die Halle überblicken. Und nach draußen. Auf Wien.

Die Stadt lag im Dunkeln, aber ihr Licht war überall sichtbar. Tausende Fenster, Straßenlaternen, Autoscheinwerfer, Menschen. So viele Menschen.

Marton legte beide Hände auf den Rand des Fensters. Er betrachtete die Stadt lange.

„Du bist gewachsen“, murmelte er.

Als er Wien zum ersten Mal gesehen hatte, war es kleiner gewesen. Schmutziger. Aber auch einfacher. In jenen Jahrhunderten hatte ein Vampir nur wenige Dinge beachten müssen: Priester, Feuer und Männer mit Mut.

Heute war alles komplizierter. Polizei, elektrisches Licht, Kameras, Zeitungen.

Menschen waren schwach geblieben. Aber ihre Werkzeuge waren besser geworden. Marton lächelte. Das machte die Jagd interessanter.

Unten in der Halle bewegte sich einer der neuen Vampire unruhig. Der junge Mann mit den eingefallenen Wangen. Er hatte Marton beobachtet.

Marton spürte es. Er drehte den Kopf. Seine Stimme war ruhig.

„Komm her!“

Der Vampir gehorchte sofort. Seine Schritte hallten durch den Raum. Er blieb unter dem Büro stehen und sah nach oben.

„Ja, Herr.“

Marton betrachtete ihn einen Moment.

Die Augen des jungen Vampirs waren noch zu wild. Zu viel Hunger. Zu wenig Kontrolle. Er würde entweder lernen oder sterben.

Marton hatte nie Geduld mit schwachen Kreaturen gehabt.

„Wie lange warst du ein Mensch?“, fragte Marton.

Der junge Vampir blinzelte überrascht.

„Ich ... ich weiß nicht.“

„Versuch es!“

„Dreiundzwanzig Jahre.“

Marton nickte langsam.

„Ich war fast dreihundert Jahre alt, als ich das letzte Mal einen Menschen nach seinem Alter gefragt habe.“

Der junge Vampir schwieg. Er wusste nicht, ob das eine Drohung war.

Marton blickte wieder hinaus auf die Stadt.

„Du hast heute gesehen, wie leicht Menschen sterben.“

„Ja.“

„Das ist die erste Lektion.“ Marton drehte sich zu ihm. „Die zweite ist wichtiger.“

Der junge Vampir wartete.

Martons Augen wurden dunkel.

„Menschen sind gefährlich.“

Der junge Vampir verstand nicht.

„Aber ... sie sind schwach.“

Marton lächelte leicht.

„Du denkst wie ein Tier.“

Er ging langsam die Treppe hinunter. Seine Schritte waren lautlos. Als er unten ankam, stand er direkt vor dem jungen Vampir.

„Ich habe Kriege gesehen“, sagte Marton ruhig. „Kriege zwischen Menschen und Vampiren.“

Der junge Vampir starrte ihn an.

„Wer hat gewonnen?“

Marton lächelte.

„Die Überlebenden.“

Dann ging er an ihm vorbei.

Die anderen beiden Vampire traten ebenfalls näher. Sie sahen ihn an wie Schüler.
Oder Gefangene.

„Es gibt Jäger in dieser Stadt.“

Die drei sahen ihn sofort an.

„Menschen“, fuhr Marton fort, „die wissen, was wir sind.“

Die Frau flüsterte: „Dann sollten wir sie töten.“

Marton lachte leise, fast freundlich.

„Du verstehst nichts.“ Er ging langsam durch die Halle. „Jäger zu töten ist einfach.“ Er blieb stehen. „Aber kluge Jäger sind wertvoll.“

Die drei Vampire sahen ihn verwirrt an.

Marton blickte wieder zur Stadt.

„Sie treiben andere Vampire aus der Deckung.“

Der junge Vampir verstand langsam.

„Du ... benutzt sie.“

Marton nickte. Er sah wieder hinaus in die Nacht.

„In dieser Stadt lebt etwas.“

Die drei Vampire wurden still.

„Ein anderer Vampir.“

Die Frau fragte vorsichtig: „Woher weißt du das?“

Marton lächelte.

„Weil er mich beobachtet.“

Der Wind fuhr durch die Halle. Die alten Haken unter der Decke bewegten sich langsam.

„Und bald“, sagte Marton leise, „wird er den Fehler machen, sich zu zeigen.“
Seine Augen glühten dunkel. „Dann beginnt das eigentliche Spiel.“

Kapitel 21

Der Überlebende

Der junge Mann rannte. Seine Schuhe schlugen hart auf den Asphalt, während er die dunkle Straße entlangstolperte. Sein Atem ging stoßweise, seine Lungen brannten und in seinem Kopf drehte sich alles. Er wusste nicht einmal genau, wie lange er schon lief. Minuten. Vielleicht auch über eine Stunde.

Die Bilder wollten nicht verschwinden. Der Schlachthof, die Halle, die Kreaturen und der Mann mit den dunklen Augen.

Der Student stolperte über den Bordstein und fiel fast hin. Er fing sich gerade noch an einer Laterne. Seine Hände zitterten so stark, dass er kaum Halt fand.

Die Äußere Mariahilfer Straße die Gegend unweit von technischen Museum war um diese Uhrzeit fast leer. Ein paar Autos fahren vorbei, weiter hinten ratterte eine Straßenbahn über die Gleise. Die Stadt lebte, doch für den jungen Mann fühlte sie sich plötzlich fremd an. Unwirklich. Als würde er durch einen Traum laufen.

Er blickte nach hinten. Niemand verfolgte ihn. Trotzdem hatte er das Gefühl, dass etwas in der Dunkelheit hinter ihm stand und ihn beobachtete.

Er begann wieder zu laufen. Nicht weit entfernt ragten die Mauern von Schloss Schönbrunn in der Dunkelheit auf. Der Park lag still. Die alten Bäume bewegten sich leicht im Wind. Der Student war früher oft hier joggen gewesen. Tagsüber war die Gegend voller Touristen, Spaziergänger und Kinderwagen. Jetzt war sie leer.

Er erreichte eine Bushaltestelle. Seine Beine gaben plötzlich nach. Der junge Mann sank auf die Bank. Sein Herz schlug so schnell, dass ihm schwindlig wurde. Blut. Er roch noch immer das Blut. Den Boden des Schlachthofs. Den Mann, der gebissen worden war. Die Kreaturen, die sich auf ihn gestürzt hatten.

Der Student presste die Hände gegen sein Gesicht.

„Das war nicht real ...“

Doch er wusste, dass es real war, die Kratzer und die Wunden an den Händen und Beinen erinnerten ihn an diese schrecklichen Momente. Zu real.

Ein Auto hielt auf der Straße. Der Fahrer stieg aus. Ein älterer Mann mit grauer Jacke und Einkaufstaschen. Er sah den Studenten auf der Bank sitzen.

„Hean S', gehts Ihnen gut?“

Der Student hob langsam den Kopf. Sein Gesicht war grau. Seine Augen weit aufgerissen.

„Sie ...“ Seine Stimme war nur ein Flüstern. „Sie sind hier ...“

Der Mann sah sich irritiert um.

„Wer?“

Der Student griff plötzlich nach seinem Arm.

„Die ... Monster ...“

Der ältere Wiener zog die Hand sofort zurück.

„Bua, du bist komplett fertig.“

Der Student begann zu zittern.

„Sie haben ihn ... aufgerissen ...“

Der Mann verstand kein Wort. Doch eines sah er sofort: Dieser junge Mann war nicht betrunken. Er war in Panik.

Der Wiener griff nach seinem Handy.

„Bleiben S' ruhig.“ Er wählte eine Nummer. „Ich ruf die Rettung.“

Zehn Minuten später heulten Sirenen durch die Straße. Ein Rettungswagen hielt vor der Bushaltestelle. Zwei Sanitäter stiegen aus. Der Student saß noch immer auf der Bank. Seine Kleidung war verschmutzt. Seine Hände zitterten.

Einer der Sanitäter kniete sich vor ihn.

„Wie heißen Sie?“

Der Student blinzelte.

„Milan ...“

„Milan, hören Sie mich?“

„Ja ...“

Der Sanitäter sah seinem Kollegen kurz in die Augen.

Der Junge stand unter massivem Schock.

„Was ist passiert?“

Milan sah in die Dunkelheit der Straße. Seine Stimme war kaum hörbar.

„Ein Mann ...“

„Welcher Mann?“

„Er hat ...“ Milan schluckte. Dann flüsterte er: „Er hat das Blut getrunken.“

Die Sanitäter sahen sich kurz an.

Der eine murmelte leise: „Psychose.“

Der andere schüttelte den Kopf.

„Vielleicht.“

Doch Milan begann plötzlich zu schreien: „ES WAR KEIN MENSCH!“

Seine Stimme hallte über die Straße. Autos hielten. Menschen blickten aus den Fenstern. Der Sanitäter versuchte ihn zu beruhigen.

„Milan, hören Sie ...“

„Seine Augen!“ Der Student krallte sich in den Ärmel des Mannes. „Sie waren rot!“

Der Sanitäter schwieg.

Dann fragte er ruhig: „Wo war das?“

Milan antwortete sofort: „In einer großen Halle ...“ Sein Blick wurde leer. „Mit Haken an der Decke ...“

Der Sanitäter runzelte die Stirn.

„Ein Schlachthof?“

Milan nickte. Langsam. Dann verlor er das Bewusstsein.

Die Sirenen des Rettungswagens verschwanden wenig später Richtung Krankenhaus. Und irgendwo in Wien begann sich eine Geschichte zu verbreiten. Eine Geschichte von einem Mann, der Blut trank. Von Kreaturen in der Dunkelheit. Und von einem Ort, den niemand mehr betreten wollte.

Kapitel 22

Milans Bericht

Das Krankenhaus war hell erleuchtet. Im Flur der Notaufnahme roch es nach Desinfektionsmittel, Kaffee und der Müdigkeit einer Stadt, die nicht mehr schlief. Ärzte gingen schnellen Schrittes vorbei, Krankenschwestern sprachen leise miteinander, irgendwo piepte ein Monitor in regelmäßigen Abständen.

Am Ende eines Korridors stand ein Polizist vor einer Tür. Er nickte, als Oberinspektor Wolf Ritter und Dr. Thomas Waldmann auf ihn zukamen.

„Er ist wach“, sagte der Beamte.

Ritter nickte knapp.

„Wie geht es ihm?“

„Die Ärzte sagen, einige Verletzungen und Abschürfungen, schwerer Schock. Keine Drogen im Blut.“

Waldmann hob leicht die Augenbrauen.

„Interessant.“

Ritter öffnete die Tür. Der Raum war klein. Ein Bett, ein Stuhl, ein Monitor.

Der junge Mann, Milan, saß aufrecht im Bett, die Decke bis zur Brust gezogen, die Hände mit Verbandsmaterial verarztet. Sein Gesicht war blass, die Hämatome und Kratzer im Gesicht ließen seine Augen noch tiefer wirken. Er sah aus, als hätte er seit Tagen nicht geschlafen.

Als Ritter und Waldmann eintraten, zuckte er leicht zusammen. Ritter zog einen Stuhl heran.

„Guten Abend.“ Seine Stimme war ruhig, fast freundlich. „Ich bin Oberinspektor Ritter.“

Waldmann blieb neben der Tür stehen.

„Dr. Waldmann.“

Milan nickte kaum merklich. Seine Hände zitterten.

Ritter wartete einen Moment.

Dann sagte er: „Uns wurde gesagt, Sie hätten etwas gesehen.“

Milan sah auf seine Hände.

„Ja.“

„Was?“

Die Antwort kam erst nach einigen Sekunden.

„Einen ... Mann.“

Ritter schrieb etwas in sein Notizbuch.

„Beschreiben Sie ihn.“

Milan schluckte.

„Groß.“ Seine Stimme war kaum hörbar. „Blasse Haut.“

Ritter sah kurz zu Waldmann. Dann wieder zu Milan.

„Und?“

Der junge Mann hob langsam den Blick.

„Seine Augen ...“ Er zögerte. „Sie waren rot.“

Ritter seufzte leise.

„Herr Milan ...“

Doch Waldmann hob leicht die Hand. Ein stilles Zeichen. Ritter schwieg.

„Erzählen Sie weiter“, sagte Waldmann ruhig.

Milan schloss kurz die Augen.

„Er hat den anderen Mann gepackt.“ Seine Finger krallten sich in die Decke.

„Einfach so ...“

„Wie meinen Sie das?“

„Als wäre er ... nichts.“

Ritter schrieb weiter.

„Und dann?“

Milans Stimme wurde brüchig.

„Dann hat er ...“ Er schluckte. „Er hat ihn in den Hals gebissen.“

Stille im Raum. Der Monitor neben dem Bett piepte ruhig weiter. Ritter sagte nichts. Waldmann auch nicht.

Milan sprach weiter: „Blut ... überall.“ Sein Atem ging schneller. „Die anderen ...“

„Welche anderen?“

„Die ... Monster.“

Ritter sah wieder auf.

„Monster?“

„Sie waren ... Menschen.“ Milan schüttelte den Kopf. „Aber nicht mehr.“ Seine Augen wurden wieder groß. „Sie haben ihn aufgerissen.“

Ritter legte den Stift kurz zur Seite.

„Herr Milan ...“

Doch Waldmann sprach erneut: „Wo war das?“

Milan antwortete sofort: „In einer großen Halle.“

„Welche Halle?“

„Alte ...“ Er suchte nach Worten. Dann flüsterte er: „Haken ... an der Decke.“

Waldmann sah Ritter an. Nur einen Moment. Doch dieser Blick sagte genug.

„Ein Schlachthof“, murmelte Waldmann.

Milan nickte sofort. Sein Blick wurde wieder panisch.

„Er hat mich laufen lassen.“

Ritter runzelte die Stirn.

„Der Mann?“

„Ja.“

„Warum?“

Milan begann wieder zu zittern.

„Er hat gesagt ...“ Seine Stimme wurde kaum hörbar. „... dass die Stadt wissen soll, dass er hier ist.“

Im Raum wurde es still. Sehr still. Ritter lehnte sich zurück. Er blickte zu Waldmann. Der Pathologe sagte nichts. Doch seine Augen waren ernst geworden.

Ritter stand schließlich auf.

„Ruhen Sie sich aus, Milan!“

Der junge Mann nickte schwach. Ritter und Waldmann verließen das Zimmer.

Im Flur blieb Ritter stehen. Er sah seinen Kollegen an.

„Du glaubst ihm.“

Waldmann antwortete ruhig: „Ich glaube den Wunden.“

Ritter rieb sich über das Gesicht.

„Thomas ...“

„Wolf.“ Der Pathologe sah ihn direkt an. „Wenn dieser Junge auch nur zur Hälfte recht hat ...“ Eine Pause. Dann sagte er leise: „... dann haben wir ein sehr großes Problem.“

Ritter sah den langen Krankenhausflur entlang. Irgendwo draußen erklang eine Polizeisirene. Und zum ersten Mal seit vielen Jahren fragte er sich ernsthaft, ob es Dinge auf dieser Welt gäbe, die nicht in seine Akten passten.

Kapitel 23

Alte Namen

Der Schlachthof war still. Die neuen Vampire ruhten im Schatten der großen Halle, erschöpft vom Hunger und von der fremden Kraft, die noch immer durch ihre Körper brannte. Der Betonboden war kalt und in einem kleineren Raum tropfte Wasser aus einem beschädigten Rohr.

Marton Wurlak saß allein im alten Verwaltungsraum. Vor ihm lag ein Stadtplan von Wien. Er hatte ihn aus einem Kiosk mitgenommen. Das Papier war dünn, mehrfach gefaltet und an den Rändern bereits eingerissen. Marton strich langsam mit einem Finger über die Karte. Der dritte Bezirk. Der zehnte Bezirk. Die Orte seiner Jagd. Er mochte Karten. Sie erinnerten ihn an früher, wo es keine digitalen Tools, Navigation und Google Maps gegeben hat, nur Papier.

Der Wind bewegte die Vorhänge des zerstörten Fensters. Und dann spürte Marton etwas. Ein vertrautes Gefühl. Nicht Angst, nicht Gefahr. Eher ein Geruch in der Dunkelheit.

Er stand langsam auf. Seine Augen wurden schmal.

„Also ... Ihr seid auch hier.“

Die Information war nicht durch Menschen gekommen. Menschen waren blind. Aber Vampire hörten Dinge. Gerüchte. Flüstern.

Ein alter Vampir in Prag hatte einmal von einem Arzt gesprochen. Einem Mann, der Vampire jagte. Einem Mann, der verstand, wie ihre Körper funktionierten. Frank Heller. Marton erinnerte sich gut an den Namen.

Er hatte damals gelacht. Ein Arzt, der Vampire jagte. Das klang beinahe poetisch. Doch einige Jahre später hatte ein anderer Vampir in Budapest eine andere Geschichte erzählt. Von einem Priester. Einem Mann, der seinen Glauben verloren hatte, aber nicht seinen Hass. Robert Westergard. Dieser Name war Marton ebenfalls bekannt.

Zwei Menschen. Zwei Jäger. Sie hatten bereits mehrere Vampire getötet. Nicht viele. Aber genug, dass ihr Ruf gewachsen war.

Marton hatte sich nie besonders für sie interessiert. Bis jetzt.

Er ging langsam durch die Halle. Seine Schritte waren lautlos.

Die drei jungen Vampire sahen sofort zu ihm auf.

„Herr?“

Marton antwortete nicht sofort. Er dachte nach. Das war selten, aber nicht ungewöhnlich.

„Es sind Menschen in dieser Stadt“, sagte er schließlich. „Menschen, die wissen, von uns.“

Die junge Vampirin runzelte die Stirn.

„Suchen sie uns?“

Marton nickte.

„Ja.“

Der junge Vampir fragte: „Dann töten wir sie?“

Marton lachte leise. Ein kaltes, trockenes Lachen.

„Du lernst langsam.“ Dann fügte er hinzu: „Aber nicht sofort.“

Die drei sahen ihn verwirrt an.

Marton ging zur Tür der Halle und blickte hinaus in die Nacht.

„Frank Heller.“ Er sprach den Namen langsam aus. „Ein Arzt.“ Seine Augen wurden dunkler. „Er versteht Körper.“ Dann: „Robert Westergard.“ Eine kurze Pause. „Ein Mann, der einmal Gott gedient hat.“ Marton lächelte leicht. „Jetzt jagt er Monster.“

Die junge Vampirin fragte: „Sind sie gefährlich?“

Marton dachte einen Moment nach.

Dann antwortete er ehrlich: „Ja.“

Die drei Vampire wurden still.

„Aber Menschen bleiben Menschen“, fügte Marton hinzu. „Sie werden müde.“ Er blickte zur Stadt. „Sie machen Fehler.“ Seine Lippen verzogen sich zu einem schmalen Lächeln. „Und sie glauben immer, dass sie die Kontrolle haben.“

Der Wind fuhr durch die Halle. Die alten Haken unter der Decke schwangen leicht. Marton drehte sich wieder zu seinen Kreaturen.

„Wir werden ihnen Zeit geben.“

„Warum?“

„Weil Jäger interessant werden, wenn sie hoffen.“

Der junge Vampir verstand langsam.

„Du willst ... mit ihnen spielen.“

Marton nickte.

„Ja.“

Dann ging er wieder zum Fenster. Die Lichter Wiens funkelten in der Ferne.

„Und irgendwo in dieser Stadt“, murmelte er leise, „lebt noch etwas anderes.“

Seine Augen glühten schwach. „Ein alter Geruch.“ Er lächelte. „Ein Vampir.“

Marton schloss kurz die Augen. Als würde er versuchen, eine ferne Stimme zu hören.

„Zeig dich!“

Die Nacht antwortete nicht. Doch Marton wusste, dass der andere ihn längst bemerkt hatte. Und wenn zwei Raubtiere in derselben Stadt jagten, war es nur eine Frage der Zeit, bis sich ihre Wege kreuzten.

Kapitel 24

Die Spur

Das kleine Hotel im vierten Bezirk war spät in der Nacht still geworden. Die meisten Gäste schliefen bereits. Nur aus der Bar im Erdgeschoss drang noch gedämpfte Musik nach oben, langsamer Jazz Charlie Parkers, der durch das Treppenhaus wehte und in den alten Teppichen des Flures verschwand.

Im ersten Stock brannte noch Licht. Im Zimmer der drei Jäger.

Der Tisch war inzwischen voll mit Karten, Notizen und Zeitungsartikeln. Frank Heller saß leicht nach vorne gebeugt auf seinem Stuhl und studierte einen Stadtplan. Neben ihm hatte Robert Westergard ein kleines Notizbuch geöffnet, in dem er einzelne Orte und Daten festhielt.

Adele von Hessen stand am Fenster. Sie blickte hinaus auf die nächtliche Straße. Wien wirkte ruhig. Fast friedlich. Doch seit sie in dieser Stadt angekommen war, hatte sie das Gefühl, dass unter der Oberfläche etwas lauerte. Sehr Alt und unbarmherzig.

Es klopfte an der Tür. Drei kurze Schläge. Heller sah auf.

„Das müssen sie sein.“

Westergard ging zur Tür und öffnete. Davor standen Oberinspektor Wolf Ritter und Dr. Thomas Waldmann. Ritter sah müde aus. Sein Mantel war offen, sein Gesicht ernst.

„Wir müssen reden.“

Westergard trat zur Seite.

„Kommen Sie rein!“

Ein paar Sekunden später saßen alle fünf am Tisch. Die Atmosphäre war anders als beim ersten Treffen. Angespannter, ernster.

Ritter legte seine Hände auf den Tisch.

„Wir haben mit dem Studenten, den wir am Telefon erwähnten gesprochen.“

Heller hob den Kopf.

„Milan.“

Ritter nickte.

Adele verschränkte die Arme.

„Und?“

Ritter zögerte einen Moment.

„Er hat eine ziemlich ... ungewöhnliche Geschichte erzählt.“

Westergard sagte ruhig: „Das überrascht uns nicht.“

Ritter sah ihn kurz an.

Dann fuhr er fort: „Er behauptet, er habe gesehen, wie ein Mann einem anderen Menschen in den Hals gebissen hat.“

Im Raum wurde es still. Niemand lachte. Niemand widersprach.

Waldmann bemerkte das sofort.

„Sie sind also nicht überrascht.“

Heller antwortete ruhig: „Nein.“

Ritter atmete langsam aus.

„Der Junge ist schwer traumatisiert.“

„Das glaube ich“, sagte Adele. „Aber traumatisierte Menschen erfinden selten dieselben Details.“

Ritter runzelte die Stirn.

„Welche Details?“

Waldmann antwortete: „Die Verletzungen.“

Er legte einige Fotos auf den Tisch. Die beiden Opfer aus dem dritten Bezirk.

„Die Wunden passen zu dem, was Milan beschreibt.“

Westergard sah die Bilder an.

„Ein Biss.“

Waldmann nickte.

„Und enorme Kraft.“

Ritter blickte wieder zu den Jägern.

„Der Junge hat außerdem etwas anderes erwähnt.“

„Was?“, fragte Heller.

Ritter antwortete langsam: „Eine Halle.“

Heller sah sofort auf.

„Welche Art von Halle?“

„Groß, alt.“

Ritter blickte zu Waldmann. Der Pathologe übernahm.

„Er sagte, an der Decke seien Haken gehangen.“

Ein Moment verging.

Dann sagte Adele leise: „Ein Schlachthof.“

Ritter sah sie an.

„Das war auch unser erster Gedanke.“

Heller beugte sich über den Stadtplan.

„Wien hatte mehrere.“

„Ja“, sagte Ritter. „Aber nur wenige sind nun verlassen.“

Waldmann zeigte auf die Karte.

„Hier.“ Er tippte auf einen Punkt am Rand der Stadt. „Ein alter kommunaler Schlachthof, seit Jahren stillgelegt.“

Westergard runzelte die Stirn.

„Ein perfekter Ort.“

„Wofür?“, fragte Ritter.

Westergard sah ihn direkt an.

„Für ein Nest.“

Ritter schwieg. Der Begriff gefiel ihm nicht. Aber er passte.

Heller studierte weiter die Karte.

„Der Ort ist groß genug.“

Adele fragte: „Wurde er überprüft?“

Ritter schüttelte den Kopf.

„Noch nicht.“

„Warum?“

Ritter sah sie an.

„Weil ich keinen Polizeieinsatz in einem verlassenen Gebäude anordnen kann, nur weil ein traumatisierter Student von Monstern erzählt.“

Heller nickte.

„Verständlich.“ Dann sah er wieder auf die Karte. „Aber wir sollten es uns ansehen.“

Ritter verschränkte die Arme.

„Und wie stellen Sie sich das vor?“

Westergard antwortete ruhig: „Diskret.“

Waldmann sah zwischen ihnen hin und her.

„Wenn dort wirklich jemand lebt ...“ Er dachte kurz nach. „... dann hat dieser jemand bereits mehrere Menschen getötet.“

Ritter nickte langsam. Er sah wieder auf den Punkt auf der Karte, den alten Schlachthof.

Dann sagte er leise: „Also gut.“ Er blickte zu den Jägern. „Wir sehen uns das an.“ Eine kurze Pause. Dann fügte er hinzu: „Aber sehr vorsichtig.“

Niemand im Raum widersprach. Denn jeder wusste, dass sie sich möglicherweise auf etwas vorbereiteten, das keiner von ihnen wirklich verstand.

Kapitel 25

Die Bewegung der Beute

Der Wind fuhr durch die zerbrochenen Fenster des alten Schlachthofs. Die Nacht war kalt geworden. In den großen Räumen hallten die Geräusche des Gebäudes wider: das Tropfen von Wasser, das leise Schwingen der alten Eisenhaken unter der Decke und das gelegentliche Rascheln der Ratten zwischen den Betonspalten.

Marton Wurlak stand am Fenster des alten Verwaltungsraums. Er blickte hinaus auf die dunklen Industrieflächen. Seine Augen waren halb geschlossen. Er lauschte. Nicht mit den Ohren. Mit etwas anderem. Ein Instinkt, der fast älter war als die Stadt selbst.

Und dann spürte er es. Bewegung. Nicht hier. Nicht direkt. Aber irgendwo in Wien. Menschen begannen zu suchen.

Marton lächelte leicht.

„Endlich.“

Er hatte lange genug gewartet. Angst war ein langsames Gift. Man musste ihr Zeit geben, sich auszubreiten. Der Student hatte seine Aufgabe erfüllt. Die Nachricht war in der Stadt angekommen. Und jetzt reagierten sie.

Hinter ihm bewegten sich die drei jungen Vampire. Sie waren unruhig. Der Hunger in ihren Körpern war noch immer groß.

Einer von ihnen, der junge Mann mit den eingefallenen Wangen, kam vorsichtig näher.

„Herr ...“

Marton drehte den Kopf.

„Ja.“

„Wann jagen wir wieder?“

Marton betrachtete ihn. Die neuen Vampire waren immer gleich. Hunger. Instinkt. Geduld mussten sie erst lernen.

„Bald.“

Der junge Vampir nickte sofort.

„Gut.“

Marton sah wieder hinaus. Die Lichter der Stadt flackerten in der Ferne. Autos bewegten sich durch die Straßen. Menschen gingen nach Hause. Andere begannen gerade ihre Nacht. So viele Leben.

Doch Marton dachte im Moment nicht an Nahrung. Er dachte an etwas anderes.

„Sie suchen uns.“

Die drei Vampire sahen ihn sofort an.

Die junge Frau fragte leise: „Wer?“

Marton antwortete ruhig: „Die Polizei.“

Der junge Vampir knurrte: „Dann töten wir sie.“

Marton lachte leise.

„Du denkst immer noch zu einfach.“ Er ging langsam durch die Halle. Seine Schritte waren lautlos. „Polizisten sind nur Werkzeuge.“

Die drei folgten ihm mit ihren Blicken.

„Wichtiger sind die anderen.“

„Welche anderen?“

Marton blieb stehen. Seine Augen wurden dunkel.

„Die Jäger.“

Das Wort lag schwer in der Luft. Die jungen Vampire verstanden es nicht vollständig. Doch sie spürten den Respekt in Martons Stimme.

„Es sind drei“, sagte Marton. „Ein Arzt, ein ehemaliger Priester und eine Frau.“

Die junge Vampirin runzelte die Stirn.

„Woher wissen sie das?“

Marton lächelte.

„Weil diese Welt kleiner ist, als Menschen glauben.“ Er ging zurück zum Fenster.

„Frank Heller.“ Der Name kam ruhig über seine Lippen. „Robert Westergard.“

Eine kurze Pause. Dann sagte er leise: „Und Adele von Hessen.“

Die drei jungen Vampire sahen ihn an.

„Sind sie stark?“

Marton dachte einen Moment nach. Dann nickte er.

Der junge Vampir fragte: „Dann töten wir sie zuerst?“

Marton schüttelte den Kopf.

„Nein.“

„Warum nicht?“

Marton sah hinaus in die Nacht. Sein Lächeln wurde schmal.

„Weil sie mir helfen werden.“

Die drei verstanden nicht.

„Wie?“

Marton antwortete leise: „Jäger treiben andere Vampire aus ihren Verstecken.“ Er schloss kurz die Augen. „Und in dieser Stadt ...“ Eine Pause, dann öffnete er sie wieder. „... gibt es noch einen von uns, der aber anders ist.“

Der Wind bewegte die Vorhänge. Die jungen Vampire sahen ihn gespannt an.

„Ein alter Geruch“, murmelte Marton. „Ein Vampir.“ Seine Stimme wurde leiser. „Ich spüre ihn.“

Dann drehte er sich wieder zu seinen Kreaturen.

„Und wenn die Jäger anfangen zu jagen ...“ Sein Lächeln wurde breiter. „... wird er sich zeigen.“

Marton trat aus dem Schatten ins Licht der Halle. Seine Augen glühten schwach.

„Dann beginnt der wahre Krieg.“

Kapitel 26

Der Beobachter

Der Regen hatte wieder begonnen. Feine Tropfen fielen auf die Dächer Wiens und ließen das Licht der Straßenlaternen verschwimmen. Die Stadt war ruhig geworden. Die meisten Menschen waren längst zu Hause, nur vereinzelt fuhr ein Taxi durch die Straßen und ein später Bus rollte über eine Kreuzung.

Auf der gegenüberliegenden Seite des Hotels stand ein Mann im Schatten eines Hauseingangs. Niemand beachtete ihn. Die wenigen Passanten gingen schnell an ihm vorbei, ihre Köpfe gesenkt, ihre Gedanken bei ihren eigenen Sorgen. Der Mann bewegte sich kaum. Er beobachtete nur. Adrian Falk. Sein dunkler Mantel fiel bis zu den Knien und sein Gesicht war im schwachen Licht der Straßenlaterne kaum zu erkennen. Seine Augen jedoch waren wach, aufmerksam, und keine Bewegung im Hotel auf der anderen Straßenseite entging ihm.

Er hatte die fünf Menschen bereits gesehen. Den Polizisten, den Pathologen und die drei Fremden. Adrian wusste, wer sie waren. Zumindest zwei von ihnen kannte er. Den Arzt Frank Heller. Adrian hatte seinen Namen vor vielen Jahren gehört. Ein Vampir in Prag hatte einmal von ihm gesprochen. Nicht voller Hass, sondern beinahe mit Respekt. Ein Mensch, der verstand, wie Vampire funktionierten. Ein Mensch, der wusste, wie man sie verletzen konnte. Der andere war leichter zu erkennen gewesen. Der ehemalige Priester Robert Westergard. Auch dieser Name war nicht neu. Einige Vampire betrachteten ihn als Legende, andere als Problem. Adrian hatte ihn noch nie persönlich gesehen. Bis heute.

Das Licht im Zimmer des Hotels bewegte sich. Schatten gingen über die Vorhänge. Die fünf Menschen diskutierten. Adrian konnte ihre Stimmen nicht

hören. Aber er konnte ihre Körper lesen. Der Polizist, Ritter, bewegte sich wie ein Mann, der an Ordnung glaubte. Breite Schultern, schwere Bewegungen, ein Gesicht, das wahrscheinlich schon viele Tote gesehen hatte. Der Pathologe war anders, ruhiger, beobachtender. Ein Mann, der nicht nur glaubte, was er sehen wollte.

Adrian hatte solche Menschen schon früher getroffen. Sie waren gefährlich. Nicht weil sie stark waren, sondern weil sie dachten.

Dann war da die Frau. Adele von Hessen. Adrian hatte sie bereits einmal gesehen, auf der Straße. Nur kurz, doch er erinnerte sich an ihre Augen. Sie hatte ihn ebenfalls bemerkt. Und sie hatte keine Angst gezeigt. Das war selten, sehr selten.

Adrian lehnte sich leicht gegen die Wand des Hauses. Der Regen tropfte von den Dachrinnen. Er dachte nach. Wenn Marton wirklich in Wien war – und daran hatte Adrian keinen Zweifel –, dann würde die Stadt bald zu einem Schlachtfeld werden.

Marton war nicht vorsichtig. Marton war nicht subtil. Marton liebte Chaos. Und Chaos zog Aufmerksamkeit an. Polizei, Jäger und andere Vampire.

Adrian schloss kurz die Augen. Er spürte Marton irgendwo in der Stadt. Wie ein dunkles Echo, ein Raubtier. Alt, geduldig, gefährlich.

Das Licht im Hotelzimmer wurde plötzlich dunkler. Einer der Männer ging zum Fenster. Es war Heller. Der Arzt sah hinaus auf die Straße.

Adrian bewegte sich nicht. Der Schatten des Hauseingangs verschluckte ihn vollständig.

Heller blickte einen Moment hinaus. Dann zog er die Vorhänge zu. Das Zimmer verschwand im Dunkeln.

Adrian blieb noch einige Sekunden stehen. Dann stieß er sich langsam von der Wand ab. Seine Bewegungen waren lautlos wie immer. Er ging die Straße entlang. Niemand bemerkte ihn. Niemand ahnte, dass ein Vampir durch die Nacht ging.

Am Ende der Straße blieb er noch einmal stehen. Er sah zurück zum Hotel. Fünf Menschen. Ein Polizist, ein Pathologe, drei Jäger – eine ungewöhnliche Gruppe. Und vielleicht ... Adrian dachte lange darüber nach.

Dann murmelte er leise: „Vielleicht ...“ Seine Stimme war kaum hörbar. „... seid ihr nicht meine Feinde.“

Der Regen wurde stärker. Adrian verschwand in der Finsternis der Straße. Doch in seinem Kopf begann sich langsam ein neuer Gedanke zu formen. Zum ersten Mal seit vielen Jahren dachte er darüber nach, nicht allein zu kämpfen.

Kapitel 27

Angriff unter der Stadt

Die Nacht lag schwer über Wien. Unter den Straßen der Innenstadt rauschte die U-Bahn durch die Tunnel, während auf den Bahnsteigen noch immer Menschen warteten. Einige kamen von der Arbeit, andere waren auf dem Weg nach Hause, wieder andere hatten einen langen Abend in Bars oder Restaurants hinter sich.

Die Station Herrengasse lag tief unter der Stadt. Lange Gänge, Rolltreppen, kaltes Licht. Der perfekte Ort für jemanden, der Schatten mochte.

Marton Wurlak stand am Ende eines dieser Gänge. Die Kamera über ihm war längst zerstört worden. Niemand wusste genau, wann.

Der Strom der Menschen bewegte sich gleichmäßig durch die Station. Niemand achtete auf den Mann im dunklen Mantel. Niemand bemerkte seine Augen. Außer den drei Gestalten, die weiter hinten im Schatten standen. Seine neuen Vampire, noch jung, noch hungrig.

Marton beobachtete die Menschen. Ein Paar ging vorbei. Eine ältere Frau, zwei Studenten, ein Mann mit Kopfhörern. So viele Möglichkeiten.

Marton lächelte leicht.

„Heute Nacht“, sagte er leise, „lernen wir.“

Die erste Frau starb fast lautlos. Sie hatte gerade den langen Gang zur Rolltreppe betreten, als Marton plötzlich hinter ihr stand. Seine Hand packte ihren Mund. Der Biss kam sofort. Die Reißzähne drangen tief in ihren Hals. Das Blut schoss hervor. Die Frau versuchte zu schreien. Doch der Schrei ertrank in einem

erstickten Gurgeln. Marton ließ sie fallen. Der Körper schlug hart auf den Boden. Blut lief über die Steinfliesen.

Die Panik begann Sekunden später. Ein Mann sah die Leiche. Er schrie. Menschen rannten.

Doch Marton bewegte sich bereits weiter. Seine drei Kreaturen stürzten sich jetzt ebenfalls auf die Menge. Der junge Vampir packte einen Studenten und schleuderte ihn gegen eine Betonwand. Das Knacken der Knochen hallte durch den Tunnel. Der Körper rutschte langsam zu Boden.

Die junge Vampirin sprang auf eine Frau, die versuchte, wegzulaufen. Ihre Zähne rissen den Hals auf. Blut spritzte über ihre Kleidung. Menschen schrien. Einige stolperten. Andere rannten blind in die falsche Richtung.

Die U-Bahn fuhr gerade in die Station ein. Der Fahrer sah die Menschen auf dem Bahnsteig rennen. Dann sah er das Blut.

Der vierte Tote lag mitten auf der Treppe. Ein Mann, der versucht hatte, einem Kind zu helfen. Der junge Vampir hatte ihn von hinten gepackt. Seine Rippen brachen unter dem Druck. Als er ihn hatte fallen lassen, war ein Knochen aus dem Fleisch seiner Oberschenkel geragt. Blut lief die Stufen hinunter.

Marton stand ruhig im Chaos. Seine Kreaturen bewegten sich zwischen den fliehenden Menschen.

Doch plötzlich hob er die Hand.

„Genug!“

Die drei Vampire hielten sofort inne. Die Sirenen der Polizei waren bereits in der Ferne zu hören. Menschen schrien noch immer.

Marton lächelte.

„Die Stadt ist wach.“

Dann verschwand er im Tunnel. Seine Kreaturen folgten ihm.

Zurück blieben Blut, drei tote Menschen und eine Frau, die noch lebte.

Kapitel 28

Die Wahrheit auf dem Tisch

Die Pathologie der Gerichtsmedizin war still. Die Neonlampen über den Metalltischen tauchten den Raum in ein kaltes weißes Licht. Die Luft war kühl, steril, erfüllt vom Geruch nach Desinfektionsmittel und Chemikalien.

Dr. Thomas Waldmann stand neben einem der Tische. Neben ihm Oberinspektor Wolf Ritter. Auf dem Tisch lag der Körper einer Frau. Eines der Opfer aus der U-Bahn-Station. Ihr Hals war schwer verletzt. Doch sie hatte noch gelebt, als die Rettung sie gefunden hatte. Nur wenige Minuten. Dann war ihr Herz stehen geblieben.

Waldmann betrachtete die Wunden.

„Das passt“, murmelte er.

Ritter verschränkte die Arme.

„Zu was?“

„Zu dem, was der Student beschrieben hat.“

Ritter antwortete nicht. Er wollte es nicht hören.

Waldmann griff nach einem Instrument.

„Sieh hier!“ Er deutete auf den Hals. „Zwei Einstiche.“

Ritter trat näher.

„Bissspuren.“

„Ja.“

Waldmann wollte gerade weitersprechen. Da bewegte sich etwas. Ganz leicht. Ritter sah es zuerst.

„Thomas ...“

Waldmann blickte auf. Die Finger der Frau zuckten. Beide Männer erstarrten. Die Augen der Frau öffneten sich. Sie waren nicht mehr menschlich, sondern dunkel Rot und hungrig.

Die Bewegung kam blitzschnell. Die Frau sprang vom Tisch. Ihre Hände trafen Waldmann an der Brust und schleuderten ihn gegen ein Regal. Glas zerbrach, Instrumente fielen zu Boden. Ritter griff sofort nach seiner Pistole.

„Runter!“

Die Kreatur bewegte sich schneller. Sie sprang auf ihn zu.

Ritter schoss. Die Kugel traf sie in die Schulter. Doch sie stoppte nicht. Ihre langen Zähne blitzten im Neonlicht.

Ritter schlug mit der Waffe zu. Die Vampirin traf ihn mit solcher Kraft, dass er gegen den Tisch geschleudert wurde. Metall krachte.

Waldmann kämpfte sich wieder hoch. Seine Augen suchten den Raum ab. Dann sah er etwas. Ein Instrument. Einen langen Metallstab. Er griff danach.

Die Kreatur hatte Ritter inzwischen gepackt. Ihre Zähne näherten sich seinem Hals.

Waldmann rannte. Mit aller Kraft rammte er den Stab in die Brust der Kreatur. Das Geräusch war schrecklich, ein nasses Knacken.

Die Frau erstarrte. Ihre Augen weiteten sich. Dann begann ihr Körper zu zittern. Sekunden später sackte sie zusammen. Tot. Endgültig.

Der Raum war plötzlich still. Nur Ritters Atem war zu hören, schwer, unruhig. Er sah zu Waldmann. Beide Männer sagten lange nichts.

Dann flüsterte Ritter: „Thomas ...“

Der Pathologe stand noch immer mit dem Metallstab in der Hand. Sein Gesicht war bleich.

„Ja.“

Ritter sah auf den Körper der Frau.

„Das ... war kein Mensch.“

Waldmann antwortete leise: „Nein.“ Dann sah er Ritter an. „Jetzt glaubst du es, oder?“

Kapitel 29

Der Anruf

Die Neonlampen über den Metalltischen in der Pathologie summten leise und das Wasser tropfte aus einem der Waschbecken in einen rostfreien Abfluss.

Der Körper der Frau lag wieder auf dem Tisch. Jetzt vollkommen regungslos.

Dr. Thomas Waldmann hatte den Metallstab noch immer in der Hand. Erst nach einigen Sekunden bemerkte er, dass seine Finger zitterten. Langsam ließ er den Stab fallen. Er schlug laut auf den Boden.

Neben ihm stand Oberinspektor Wolf Ritter. Der Polizist hatte sich auf einen der Stühle gesetzt. Seine Brust hob und senkte sich schwer, während er versuchte, seinen Atem zu kontrollieren. Die Pistole war noch immer in seiner Hand. Er blickte auf den Körper der Frau, dann zu Waldmann.

„Thomas!“ Seine Stimme war rau. „Sag mir, bitte, dass ich mir das gerade eingebildet habe!“

Waldmann antwortete nicht sofort. Er ging zum Tisch. Der Pathologe betrachtete den Körper der Frau noch einmal sorgfältig. Die Haut war bleich geworden, die Augen halb geöffnet, die Wunde in ihrer Brust tief und schwarz. Keine Bewegung, kein Leben, endgültiger Tod.

Waldmann sah Ritter an.

„Nein, leider kann ich das nicht.“

Der Polizist schloss kurz die Augen.

„Verdammt!“

Ein paar Minuten später standen beide Männer im Flur der Gerichtsmedizin. Ritter hatte sich mit noch immer zitterigen Händen eine Zigarette angezündet. Er rauchte nicht mehr so oft wie früher. Aber heute Nacht brauchte er Tabak. Der Rauch zog langsam durch den Flur.

Waldmann lehnte an der Wand.

„Was jetzt?“

Ritter antwortete nicht sofort. Er starrte auf den Boden. Sein ganzes Leben hatte er mit Verbrechen zu tun gehabt. Menschen waren grausam. Menschen konnten Dinge tun, die man kaum glauben wollte. Aber das, was er gerade gesehen hatte, passte nicht in seine Welt.

„Die drei“, sagte er schließlich.

Waldmann wusste sofort, wen er meinte.

„Die Jäger.“

Ritter nickte. Er zog an der Zigarette.

„Ich glaube, sie hatten recht.“

Waldmann lächelte schwach.

„Das hättest du vor zwei Tagen noch nicht gesagt.“

„Vor zwei Tagen hat mich auch keine tote Frau angegriffen.“

Der Pathologe nickte langsam.

Ritter warf die Zigarette in einen Metallbehälter. Dann griff er nach seinem Handy.

„Rufst du sie an?“, fragte Waldmann.

„Ja.“

Ritter wählte eine Nummer. Es klingelte zweimal. Dann meldete sich eine Stimme, Frank Heller.

„Ja?“

Ritter sagte nur einen Satz: „Sie hatten recht.“

Am anderen Ende der Leitung entstand eine kurze Stille.

Dann fragte Heller ruhig: „Was ist passiert?“

Ritter sah durch das Fenster in die dunkle Nacht über Wien.

„Eine der Leichen ist aufgestanden.“

Noch eine Pause. Diesmal länger.

Dann sagte Heller: „Sind Sie sicher?“

Ritter antwortete trocken: „Sie hat versucht, mich zu töten.“

Im Hintergrund hörte man Stimmen. Westergard, Adele. Sie waren offensichtlich alle im selben Raum.

„Wo sind Sie?“, fragte Heller.

„Gerichtsmedizin.“

„Wir kommen.“

Ritter legte auf. Er steckte das Telefon wieder ein.

Waldmann sah ihn an.

„Sie kommen?“

„Ja.“ Ritter nickte. „Und diesmal hören wir ihnen zu.“

Der Pathologe sah noch einmal zur Tür des Raums, in dem der Körper lag.

„Das wird nicht einfach.“

Ritter antwortete leise: „Nein.“ Dann sah er in die Nacht hinaus. „Aber es ist unsere einzige Chance.“

Kapitel 30

Die Lektion

Die Nacht war weit fortgeschritten, als die drei Jäger die Gerichtsmedizin erreichten. Das Gebäude lag still in der Dunkelheit. Nur wenige Fenster waren noch beleuchtet und der Parkplatz davor war fast leer. Ein einzelner Streifenwagen stand neben dem Eingang.

Frank Heller stieg als Erster aus dem Wagen. Die kalte Luft ließ seinen Atem sichtbar werden. Neben ihm schloss Robert Westergard ruhig die Autotür, während Adele von Hessen einen Moment zum Gebäude hinauf sah. Ihre Augen wirkten konzentriert.

„Also“, murmelte Heller. „Jetzt sehen wir es.“

Westergard nickte. Sie gingen zum Eingang.

Im Inneren erwarteten sie Ritter und Waldmann bereits.

Der Oberinspektor sah erschöpft aus, doch seine Haltung war angespannt. Seine Arme waren verschränkt, als müsste er sich selbst daran erinnern, dass er noch immer Kontrolle über die Situation hatte.

Waldmann dagegen wirkte stiller als sonst. Seine Augen verrieten, dass die Ereignisse der letzten Stunde noch immer in seinem Kopf arbeiteten.

„Danke, dass Sie gekommen sind“, sagte Ritter.

Heller nickte nur.

„Wo ist sie?“

Waldmann deutete auf eine Tür. Auf dem Tisch in der Mitte des Raums lag der Körper der Frau. Ein weißes Tuch bedeckte sie. Waldmann zog es langsam zurück.

Adele trat einen Schritt näher. Auch Heller und Westergard kamen an den Tisch. Ritter blieb zunächst etwas zurück. Er hatte den Anblick bereits gesehen. Der Körper der Frau war bleich. Fast grau. Die Haut wirkte über den Knochen ihres Gesichts gespannt, als hätte ihr Körper jede letzte Spur von Leben verloren.

Doch das Auffälligste war der Hals. Zwei tiefe Einstiche lagen dicht nebeneinander unterhalb des Kehlkopfes. Die Haut um die Wunden war dunkel verfärbt, das Gewebe aufgerissen. Getrocknetes Blut hatte sich über ihren Hals und den oberen Teil ihrer Kleidung verteilt. Weiter unten, auf der Brust, klaffte eine zweite Wunde. Der Metallstab hatte das Brustbein durchbohrt. Das Gewebe war aufgerissen und die Rippen waren sichtbar.

Ritter trat schließlich näher.

„Das hat sie gestoppt.“

Heller nickte.

Waldmann sah ihn an.

„Warum?“

Heller sah wieder auf den Körper.

„Weil ihr Herz zerstört wurde.“

Der Pathologe runzelte die Stirn.

„Aber ihr Herz hatte bereits aufgehört zu schlagen.“

„Für Menschen.“ Heller sah ihn ruhig an. „Nicht für Vampire.“

Stille breitete sich im Raum aus.

Ritter sah zu Westergard.

„Also erklären Sie es mir!“

Westergard verschränkte die Hände vor sich, seine Stimme blieb ruhig.

„Ein Vampir ist kein lebender Mensch mehr. Aber sein Körper funktioniert noch – auf andere Weise.“

Waldmann hörte aufmerksam zu.

„Das Herz schlägt kaum noch“, fuhr Westergard fort. „Der Körper wird nicht mehr vom normalen Blutkreislauf versorgt. Aber das Herz bleibt der Mittelpunkt des Körpers.“

Heller ergänzte: „Wenn das Herz zerstört wird, endet die Verbindung.“

Ritter sah auf den Körper der Frau.

„Und deshalb hat der Metallstab funktioniert.“

„Ja.“

Waldmann dachte kurz nach.

„Holz funktioniert ebenfalls.“

Heller nickte.

„Genau.“

Der Pathologe sah überrascht auf.

„Warum Holz?“

Westergard antwortete: „Alte Traditionen.“ Dann fügte er hinzu: „Aber auch praktisch.“

Heller erklärte weiter: „Holz durchdringt das Herz schnell und bleibt stecken. Es verhindert, dass der Körper sich regeneriert.“

Ritter runzelte die Stirn.

„Regeneriert?“

Adele antwortete ruhig: „Vampire heilen schnell.“ Sie deutete auf den Hals der Frau. „Diese Wunden hätten sich geschlossen.“

Ritter sah sie ungläubig an.

„Selbst das?“

„Ja.“

Waldmann betrachtete den Körper erneut. Seine Augen wanderten über die Haut, die Wunden, die ungewöhnliche Spannung des Gewebes.

„Das erklärt einiges.“

Ritter sah ihn an.

„Was genau?“

„Die Autopsien.“ Der Pathologe atmete langsam aus. „Die Organe wirken alt.“

Heller nickte.

„Das sind sie auch.“

Ritter blinzelte.

„Wie alt?“

Westergard antwortete ruhig: „Manchmal Jahrhunderte.“

Eine lange Pause. Ritter sah die drei Jäger an. Dann wieder auf den Körper der Frau.

Schließlich sagte er leise: „Und das läuft jetzt durch meine Stadt.“

Niemand widersprach. Adele trat näher an den Tisch. Sie betrachtete die Wunden genau.

„Sie wurde erst vor Kurzem verwandelt.“

Waldmann sah sie an.

„Woher wissen Sie das?“

„Der Körper.“ Sie deutete auf die Haut. „Noch zu menschlich.“

Heller nickte zustimmend.

„Neue Vampire sind instabil.“

Ritter verschränkte wieder die Arme.

„Das heißt also ...“ Er sah zu den drei Jägern. „... der, den wir suchen ...“

Westergard beendete den Satz: „... erschafft neue Vampire.“

Der Raum wurde wieder still. Ritter sah zur Tür. Seine Gedanken arbeiteten.

Dann sagte er langsam: „Also haben wir einen alten Vampir.“

Heller nickte.

„Sehr alt.“

Ritter sah wieder auf den Körper.

„Und er ist in Wien.“

Adele antwortete ruhig: „Ja.“

Eine Pause.

Dann sagte Ritter: „Dann werden wir ihn finden.“

Westergard sah ihn an.

„Wenn Sie das versuchen ...“

Ritter drehte sich zu ihm.

„Tun wir es gemeinsam!“

Kapitel 31

Der Anruf in der Nacht

Das Hotelzimmer war still. Der Tisch war noch immer mit Karten, Fotos und Notizen bedeckt. Die Ereignisse der letzten Stunden hatten die Atmosphäre verändert. Niemand sprach mehr darüber, ob Vampire existierten. Jetzt ging es nur noch um eines: wie man sie aufhielt.

Frank Heller stand am Fenster und sah auf die dunkle Straße hinunter. Robert Westergard saß am Tisch, die Hände ineinander gefaltet. Adele von Hessen lehnte am Regal und betrachtete die Tatortfotos aus der U-Bahn-Station. Vier Tote innerhalb weniger Minuten.

Ritter und Waldmann hatten ihnen alles erzählt. Der Raum war schwer geworden von dem Wissen.

Da klingelte plötzlich das Telefon. Heller sah kurz auf das Display.

„Unbekannte Nummer.“

Westergard hob den Blick.

„Nimm ab!“

Heller tat es und schaltete den Lautsprecher ein.

„Heller.“

Am anderen Ende der Leitung war einige Sekunden lang nur Stille. Dann sprach eine ruhige Stimme.

„Mein Name ist Adrian Falk.“

Heller reagierte nicht sofort.

„Und warum rufen Sie mich an?“

Die Stimme blieb ruhig.

„Weil Sie einen Vampir jagen.“

Im Raum wurde es sofort still. Westergard und Adele sahen zu Heller.

„Und woher wissen Sie das?“, fragte Heller ruhig.

Die Antwort kam ohne Zögern: „Weil ich ebenfalls einen jage.“

Eine Pause.

Heller fragte schließlich: „Wer sind Sie?“

Die Stimme antwortete: „Ein Vampir.“

Adele stieß sich vom Regal ab. Westergard stand langsam auf. Heller schwieg einige Sekunden.

Dann sagte er: „Das ist nicht besonders lustig.“

„Ich mache keine Witze.“

„Dann erklären Sie mir, warum ich nicht sofort auflegen sollte!“

Die Stimme blieb ruhig: „Weil Sie ohne mich keine Chance gegen Marton Wurlak haben.“

Der Name traf den Raum wie ein Schlag. Westergard sah Heller sofort an.

Adele flüsterte: „Er kennt seinen Namen.“

Heller antwortete ins Telefon: „Woher kennen Sie diesen Namen?“

„Weil ich ihn kenne.“ Eine kurze Pause. Dann sagte die Stimme: „Sehr gut sogar.“

Heller sah zu den anderen.

„Wenn das stimmt ...“

„... dann wissen Sie, dass ich Ihnen helfen kann.“

Westergard trat näher.

„Warum sollten wir einem Vampir vertrauen?“

Die Antwort kam sofort: „Das können Sie auch nicht.“

Die Ehrlichkeit überraschte alle im Raum.

Dann sagte Adrian: „Aber wenn Marton gewinnt, sterben sehr viele Menschen. Und ich kann das nicht zulassen.“

Kapitel 32

Der Fremde

Eine Stunde später standen fünf Menschen in einer dunklen Seitenstraße im vierten Bezirk. Ritter und Waldmann waren ebenfalls gekommen. Die Straße war fast leer. Nur eine Straßenlaterne warf schwaches Licht auf das nasse Pflaster.

Heller sah auf seine Uhr.

„Er müsste hier sein.“

Ritter verschränkte die Arme.

„Das gefällt mir überhaupt nicht.“

Adele meinte ruhig: „Mir auch nicht.“

Dann sagte eine Stimme hinter ihnen: „Das ist verständlich.“

Alle drehten sich gleichzeitig um. Der Mann stand wenige Meter entfernt. Groß, blass, dunkler Mantel. Seine Augen waren ruhig, aber ungewöhnlich dunkel. Adrian Falk.

Ritter griff sofort nach seiner Pistole. Adrian hob leicht die Hand.

„Wenn ich Sie töten wollte, wären Sie bereits tot.“

Westergard trat vor. Seine Stimme war ruhig.

„Bleiben Sie stehen!“

Adrian blieb stehen. Keine Angst, keine Aggression, nur Ruhe.

Adele beobachtete ihn genau.

„Sie sind also ein Vampir.“

Adrian nickte leicht.

Ritter entsicherte die Waffe.

„Dann erklären Sie mir bitte, warum ich Sie nicht sofort erschießen sollte!“

Adrian sah ihn ruhig an.

„Weil Kugeln mich nicht töten.“

Ritter zögerte. Waldmann hob leicht die Hand.

„Wolf.“

Der Polizist senkte die Waffe nicht.

„Ich vertraue diesem Ding nicht.“

Adrian antwortete ruhig: „Das ist vernünftig.“

Heller trat einen Schritt näher.

„Sie sagten am Telefon, dass Sie Marton kennen.“

Adrian nickte.

„Wie gut?“, fuhr Heller fort.

Adrians Stimme wurde leiser.

„Er hat einige Vampire, die ich kannte, getötet, er tötet nicht nur Menschen gerne, aber Menschen kann er viel leichter töten als uns ...“

Die Worte ließen alle erstarren. Stille. Die Spannung war fast greifbar.

Dann fragte Westergard: „Warum helfen Sie uns?“

Adrian antwortete, ohne zu zögern: „Weil Marton nicht aufhören wird.“ Er sah jeden von ihnen kurz an. „Nicht bei vier Toten. Nicht bei zehn. Nicht bei hundert.“

Ritter betrachtete ihn lange.

Dann sagte er langsam: „Und Sie meinen, wir sollten Ihnen vertrauen.“

Adrian antwortete ruhig: „Nein.“ Eine kurze Pause. „Aber Sie brauchen mich.“

Heller dachte einige Sekunden nach. Dann blickte er zu den anderen.

„Er hat recht.“

Ritter schnaubte: „Großartig!“

Adele betrachtete Adrian noch immer.

„Wenn Sie uns belügen ...“

Adrian sah sie ruhig an.

„Dann töten Sie mich.“

Westergard nickte langsam.

„Abgemacht.“

Zum ersten Mal standen nun ein Vampir, drei Vampirjäger, ein Polizist und ein Pathologe auf derselben Seite.

Kapitel 33

Der Feind

Die kleine Straße im vierten Bezirk war still geworden. Der Regen hatte aufgehört, nur vereinzelte Tropfen fielen von den Dachrinnen auf das Pflaster. Die Gruppe stand noch immer unter der Straßenlaterne, deren gelbes Licht lange Schatten über den Asphalt warf.

Niemand sprach. Die Situation war zu ungewöhnlich. Ein Vampir stand ihnen gegenüber – und bot seine Hilfe an.

Oberinspektor Ritter war der Erste, der das Schweigen brach: „Also gut.“ Seine Stimme war rau. „Sie sagen, dass Sie diesen Marton kennen.“

Adrian nickte leicht. Sein Gesicht blieb ruhig, fast ausdruckslos.

Ritter verschränkte die Arme.

„Wie gut?“

Adrian dachte kurz nach.

„Gut genug.“

Die Antwort gefiel Ritter nicht.

„Das ist keine Antwort.“

Westergard hob leicht die Hand.

„Lassen Sie ihn sprechen.“

Adrian sah den ehemaligen Priester kurz an.

Dann sagte er: „Marton ist alt.“

Heller fragte sofort: „Wie alt?“

Adrian zuckte leicht mit den Schultern.

„Mehrere Jahrhunderte.“

Ritter fluchte leise: „Großartig.“

Adele beobachtete Adrian genau.

„Was macht ihn gefährlich?“

Adrian antwortete, ohne zu zögern: „die Kraft und Unberechenbarkeit.“

Die Gruppe schwieg.

„Die meisten Vampire sind Sklaven ihres Hungers“, fuhr Adrian fort. „Sie jagen, sie töten, sie verstecken sich.“ Er sah in Richtung der dunklen Stadt. „Marton nicht.“

Heller fragte: „Was macht er stattdessen?“

Adrian antwortete ruhig: „Er plant.“ Eine kurze Pause. „Und er spielt.“

Ritter runzelte die Stirn.

„Spielt?“

Adrian nickte.

„Angst ist für ihn eine Waffe.“

Westergard sah ihn aufmerksam an.

„Deshalb die Angriffe.“

„Ja.“

Adrian blickte kurz zu Ritter.

„Vier Tote in der U-Bahn, der Student, die Frau in der Pathologie.“

Ritter sah ihn scharf an.

„Woher wissen Sie das?“

Adrian antwortete ruhig: „Ich beobachte.“

Die Antwort ließ Ritter erneut unruhig werden.

Doch Heller blieb konzentriert.

„Die neuen Vampire.“

Adrian nickte.

„Sie sind seine Werkzeuge.“

Adele fragte: „Warum erschafft er so viele?“

Adrian wandte sich ihr zu.

„Weil er Krieg vorbereitet.“

Der Satz blieb einen Moment in der Luft hängen.

Ritter sagte langsam: „Krieg gegen wen?“

Adrian antwortete: „Gegen alle.“

Der Wind bewegte die Äste eines Baumes über ihnen. Die Straße blieb leer.

Dann fragte Westergard leise: „Wie tötet man ihn?“

Adrian schwieg einen Moment. Seine Augen wirkten plötzlich noch dunkler.

„Schwer.“

Heller verschränkte die Arme.

„Das hilft uns nicht.“

Adrian sah ihn an.

„Sie müssen zuerst seine Brut vernichten.“

Ritter runzelte die Stirn.

„Die neuen Vampire.“

„Ja.“

„Warum?“

Adrian antwortete ruhig: „Weil sie seine Augen sind.“

Die Gruppe dachte darüber nach.

Dann sagte Adele: „Und danach?“

Adrian sah in die Dunkelheit der Straße. Seine Stimme wurde leiser.

„Danach müssen wir ihn finden.“

Ritter schnaubte.

„Das versuchen wir doch.“

Adrian schüttelte den Kopf.

„Nein.“ Sein Blick wurde ernst. „Sie suchen einen Mörder.“ Eine kurze Pause.

„Ich suche ein Monster.“

Niemand widersprach. Zum ersten Mal hatten alle das Gefühl, dass sie einen Gegner hatten, der weit gefährlicher war als alles, was sie bisher gekannt hatten.

Ritter sah Adrian lange an.

Dann sagte er schließlich: „Also gut.“ Er atmete langsam aus. „Wenn wir das tun ... dann tun wir es gemeinsam mit Ihnen.“

Adrian nickte.

Eine kurze Pause.

Dann fügte Ritter hinzu: „Aber ich behalte Sie im Auge.“

Adrian antwortete ruhig: „Das ist vernünftig.“

Über den Dächern Wiens zog eine Wolke vor den Mond. Die Straße wurde dunkler. Und am Rand der Stadt wartete Marton Wurlak. Geduldig.

Kapitel 34

Die erste Schlacht

Der alte Schlachthof lag im Dunkeln. Die Gebäude standen am Rand der Stadt zwischen verlassenen Lagerhallen und rostigen Gleisen. Zerbrochene Fenster starrten wie leere Augenhöhlen in die Nacht und der Wind trug den Geruch von nassem Beton und altem Metall durch die Gegend.

Ein schwarzer Wagen hielt einige Straßen entfernt. Die Gruppe stieg aus.

Frank Heller überprüfte ein letztes Mal die Pistole in seiner Hand. Die Magazine waren mit der speziellen Munition geladen, die sie vorbereitet hatten.

Robert Westergard zog einen kurzen Holzpflöck aus seiner Manteltasche.

Adele kontrollierte ihre Waffe.

Ritter und Waldmann sahen sich das Gebäude an. Der Schlachthof wirkte riesig und verlassen.

Doch Adrian wusste es besser. Er stand etwas abseits im Schatten. Seine Augen glitten über die Fenster und Türen des Gebäudes.

„Sie sind hier.“

Ritter sah ihn an.

„Wie viele?“

Adrian antwortete leise: „Drei.“

Westergard nickte.

„Die neuen.“

Adrian bestätigte es durch Kopfnicken.

Heller sah zum Gebäude.

„Und Marton?“

Adrian schüttelte den Kopf.

„Nicht hier.“

Ritter verzog das Gesicht.

„Verdammt!“

Adele sah Adrian an.

„Woher wissen Sie das?“

Adrian antwortete ruhig: „Ich würde ihn spüren.“

Die Gruppe bewegte sich langsam über das Gelände. Der Asphalt war rissig und Unkraut wuchs zwischen den Betonplatten. Ein rostiges Tor hing halb offen in den Scharnieren.

Adrian ging voraus, lautlos. Die anderen folgten ihm.

Die Türen waren aufgebrochen. Drinnen, in der großen Halle des Schlachthofs, war es fast vollkommen dunkel. Nur der Mond warf schwaches Licht durch die zerbrochenen Fenster. Und unter der Decke hingen noch immer die alten Eisenhaken. Sie bewegten sich leicht im Wind.

Adrian blieb stehen. Seine Stimme war kaum hörbar.

„Sie wissen, dass wir hier sind.“

Im nächsten Moment hörte man ein Geräusch. Ein Knurren. Dann bewegte sich etwas im Schatten. Der erste Vampir sprang aus der Dunkelheit. Zu schnell für menschliche Augen.

Doch Adrian war schneller. Er packte die Kreatur mitten im Sprung und schleuderte sie gegen eine Betonwand. Das Geräusch des Aufpralls hallte durch das Gebäude.

Der Vampir fauchte. Seine Augen glühten rot. Er sprang wieder vor Adrian, Adrian schnappte ihn am Hals und drückte ihn mit einer Hand hinunter. Aus dem Mantel holte er mit einer unglaublichen Geschwindigkeit ein langes Messer und mit einem Schlag enthauptete er die Kreatur.

Zwei andere Gestalten stürzten aus der Dunkelheit und sprangen in Richtung der Gruppe.

Eine von ihnen griff Ritter an. Der Polizist schoss. Die Kugel traf den Vampir in die Brust. Doch er stoppte nicht.

Westergard sprang vor. Mit einer schnellen Bewegung rammte er den Holzpflöck in das Herz der Kreatur. Der Vampir erstarrte. Sein Körper begann zu zittern. Dann fiel er zu Boden. Tot.

Der dritte Vampir griff Adele an. Sie wich zurück und feuerte zweimal. Eine Kugel traf den Kopf. Der Vampir taumelte. Doch er kam wieder. Seine Finger griffen nach ihrem Hals.

Plötzlich war Adrian da. Er packte den Vampir von hinten. Mit unglaublicher Kraft riss er ihn zu Boden. Der Kampf dauerte nur Sekunden. Dann trieb Adrian den Pflock durch das Herz der Kreatur. Der Körper erschlaffte sofort.

In der Halle wurde es still. Nur der Wind bewegte noch die Eisenhaken unter der Decke.

Ritter atmete schwer. Er sah zu Adrian.

„Verdammt!“ Der Polizist schüttelte den Kopf. „Sie haben nicht gelogen.“

Adrian antwortete ruhig: „Nein, tue ich nie.“

Waldmann betrachtete die toten Vampire auf dem Boden.

„Wie viele hat er erschaffen?“

Adrian sah in die Dunkelheit der Halle. Seine Stimme war ruhig.

„Mehr als diese drei.“

Heller sah ihn an.

„Dann haben wir noch Arbeit.“

Adrian nickte langsam. Doch seine Augen waren plötzlich ernst. Er blickte hinaus in die Nacht.

„Und Marton weiß jetzt, dass wir kommen.“

Kapitel 35

Martons Rache

Die Nacht über Wien war unruhig geworden. Polizeisirenen heulten durch mehrere Bezirke, Blaulichter spiegelten sich in den nassen Straßen und über der Stadt hing eine Atmosphäre, die man nicht erklären konnte.

Etwas hatte sich verändert. Menschen spürten es. Sie wussten noch nicht, was. Aber sie fühlten es.

Das Krankenhaus lag im 9. Bezirk. Ein großes graues Gebäude mit langen Fensterreihen, grellem Licht und dem ständigen Kommen und Gehen von Rettungswagen. Selbst um diese Uhrzeit war der Eingangsbereich noch voller Menschen.

Krankenschwestern gingen durch die Flure. Ein Arzt sprach mit einer Familie. Ein Vater saß neben dem Bett seines Sohnes.

Die Welt funktionierte weiter. Noch.

Marton Wurlak stand auf dem Dach des Gebäudes. Der Wind bewegte seinen Mantel leicht. Von hier oben konnte er die Stadt sehen. Die Lichter. Die Straßen. Die Menschen. Und irgendwo dort draußen war der Vampir, der es gewagt hatte, seine Kreaturen zu töten.

Marton lächelte leicht.

„Interessant.“

Er hatte nicht erwartet, dass jemand so schnell reagieren würde. Noch weniger hatte er erwartet, dass ein Vampir sich auf die Seite der Menschen stellen würde. Aber das änderte nichts. Ganz im Gegenteil. Es machte das Spiel spannender.

Er ließ sich vom Dach fallen. Sein Körper landete lautlos auf einem Balkon im dritten Stock.

Eine Krankenschwester kam gerade aus einem Zimmer. Sie sah ihn. Ihre Augen wurden groß.

„Sie können hier nicht ...“

Marton bewegte sich. Viel zu schnell. Seine Hand packte ihren Hals. Mit einer einzigen Bewegung hob er sie vom Boden.

„Doch.“

Dann biss er zu. Blut spritzte über den weißen Flur.

Die Frau starb innerhalb von Sekunden. Der erste Schrei hallte durch das Krankenhaus. Eine Patientin sah den Körper. Dann sah sie Marton. Sie begann zu schreien.

Marton sah sie an und ging weiter.

Der zweite Mann starb im Aufzug. Ein Pfleger, der gerade Medikamente transportierte. Marton brach ihm mit einer Handbewegung das Genick. Der Körper sackte zusammen. Das Tablett mit den Medikamenten fiel klirrend zu Boden. Panik breitete sich schnell aus.

Menschen rannten durch die Flure. Ärzte riefen nach Sicherheitspersonal. Eine Frau versuchte, ihr Kind zu schützen.

Doch Marton bewegte sich durch das Gebäude wie ein Schatten.

Der dritte Tote lag in der Notaufnahme. Ein Arzt, der versucht hatte, Marton aufzuhalten. Marton hatte ihm mit brutaler Kraft den Brustkorb aufgerissen. Die Rippen waren unter seinen Händen gebrochen. Blut war auf die Wände gespritzt.

Im vierten Stock versuchte ein Sicherheitsmann, seine Pistole zu ziehen. Marton war bereits bei ihm. Die Kugel traf die Wand. Marton schlug zu. Der Kopf des Mannes prallte gegen die Wand. Das Geräusch war trocken und endgültig. Der Körper fiel langsam zu Boden.

Inzwischen waren überall Polizeisirenen zu hören. Menschen flohen aus dem Gebäude. Ärzte versuchten, Verletzte nach draußen zu bringen. Das Krankenhaus verwandelte sich in ein Chaos.

Und mittendrin stand Marton. Sein Hemd war jetzt dunkel vom Blut. Er hörte die Sirenen. Er hörte die Schreie. Und er lächelte.

„Jetzt versteht ihr.“

Seine Stimme war leise. Aber sie war klar.

Dann ging er zum Fenster. Mit einer einzigen Bewegung sprang er hinaus in die Nacht.

Als die Polizei Minuten später das Gebäude erreichte, war er längst verschwunden.

Am nächsten Morgen explodierten die Nachrichten. Fernsehberichte. Zeitungen. Internet. Überall dieselbe Geschichte. Ein „Monster“ hatte mehrere Menschen im Krankenhaus getötet.

Überlebende berichteten von einem Mann mit unnatürlicher Stärke, von leuchtenden Augen und von einem Angriff, der unmenschlich schnell gewesen war.

Die sozialen Medien waren voller Videos. Unscharfe Aufnahmen, schreiende Menschen, blutige Flure.

Und überall dieselbe Frage: Was ist in Wien los?

Im Hotel: Heller legte die Zeitung auf den Tisch. Die Schlagzeile war groß.

BLUTNACHT IM KRANKENHAUS – MONSTER TÖTET VIER
MENSCHEN

Ritter sah das Foto. Die zerstörte Notaufnahme. Polizei. Blut.

Er sah zu Adrian.

„Das war er.“

Adrian nickte langsam. Seine Augen waren ernst.

Adele verschränkte die Arme.

„Das ist eine Botschaft.“

Westergard nickte.

„Eine Antwort.“

Heller sah zu Adrian.

„Er weiß, dass wir kommen.“

Adrian antwortete leise: „Ja.“ Eine kurze Pause. Dann fügte er hinzu: „Und jetzt wird er nicht mehr aufhören.“

Kapitel 36

Der Alte aus den Karpaten

Die Nacht war still geworden. Über den Dächern Wiens hing eine schwere Dunkelheit, nur gelegentlich durchbrochen vom entfernten Geräusch eines Autos oder dem dumpfen Heulen einer Polizeisirene.

Adrian Falk saß auf dem Dachboden des alten Hauses, das seit Jahrzehnten sein Versteck war. Die Balken über ihm knarrten leise im Wind. Er saß auf einem alten Stuhl neben dem Fenster und blickte auf die Straßen der Stadt hinunter.

Die Nachrichten über den Angriff im Krankenhaus liefen noch immer im Fernsehen. Menschen sprachen von einem Monster. Von einem Dämon. Von einem Wahnsinnigen.

Adrian wusste es besser.

„Marton ...“

Der Name blieb in der Dunkelheit hängen.

Dann hörte er plötzlich eine Stimme hinter sich.

„Du sprichst seinen Namen immer noch aus.“

Adrian drehte sich sofort um. Er hatte niemanden kommen hören. Und das war ungewöhnlich.

Ein alter Mann stand im Schatten des Dachbodens.

„Florin.“

Der Mann lächelte schwach. Florin Răducanu trat näher. Seine Bewegungen waren langsam, doch sie hatten eine seltsame Eleganz.

„Vierhundert Jahre“, sagte er leise. „Und diese Welt überrascht mich immer noch.“

Adrian verschränkte die Arme.

„Ich weiß, warum du hier bist.“

Florin sah zum Fenster hinaus. Die Lichter der Stadt spiegelten sich in seinen Augen. Der alte Vampir ging langsam durch den Raum. Seine Finger strichen über das Holz der alten Balken.

„Weißt du noch, wo ich ihn zum ersten Mal gesehen habe?“

Adrian sah ihn an.

„Ungarn.“

Florin nickte.

„Ein Dorf.“ Seine Stimme wurde leiser. „Es lag zwischen zwei Hügeln, umgeben von Wäldern.“ Er schloss kurz die Augen. „Es lebten vielleicht hundert bis Hundertzwanzig Menschen dort.“

Adrian sagte nichts.

Florin sprach weiter: „Ich kam in einer Nacht wie dieser.“ Seine Stimme klang jetzt fast wie ein Flüstern. „Und ich roch das Blut schon, lange bevor ich das Dorf sah.“ Der alte Vampir blieb stehen. Seine Augen wurden dunkel. „Marton hatte dort gejagt.“

Adrian wusste, was jetzt kam.

Trotzdem fragte er: „Wie viele?“

Florin antwortete ruhig: „Alle.“ Die Worte blieben schwer im Raum hängen. „Männer, Frauen, Kinder.“ Florin sah zum Fenster hinaus. „Der Brunnen war voller Blut.“

Adrian schwieg lange.

Dann fragte er: „Warum?“

Florin lächelte schwach.

„Du stellst immer noch menschliche Fragen.“ Er drehte sich zu Adrian. „Weil er es konnte.“ Eine kurze Pause. „Und weil er wissen wollte, ob ihn jemand aufhalten würde.“

Adrian wusste die Antwort.

„Niemand hat ihn aufgehalten.“

Florin schüttelte den Kopf.

„Nicht damals.“

Der alte Vampir setzte sich langsam auf eine Holzkiste. Sein Blick wurde fern.

„Ein paar Jahre später hörte ich eine andere Geschichte. Rumänien. Ein Dorf in den Karpaten.“ Seine Stimme wurde dunkler. „Die Leute dort waren vorsichtig. Sie kannten Geschichten über uns.“ Florin sah Adrian an. „Sie hatten Kreuze, Silber, Holz.“ Eine kurze Pause. „Es hat nichts geholfen.“

Adrian wusste, was er sagen würde.

„Marton.“

Florin nickte. Der alte Vampir seufzte.

„Als ich dort ankam ...“ Seine Stimme wurde leiser. „... waren nur noch die Hunde am Leben.“

Der Wind bewegte das Fenster. Die Geräusche der Stadt drangen schwach in den Raum.

Florin sah Adrian lange an.

„Du verstehst jetzt, warum ich gekommen bin.“

Adrian antwortete ruhig: „Du glaubst nicht, dass wir ihn töten können.“

Florin lächelte.

„Ich glaube, dass das viele versucht haben.“ Dann fügte er hinzu: „Und keiner hat überlebt.“

Adrian trat näher.

„Dieses Mal wird es anders.“

Florin hob eine Augenbraue.

„Warum?“

Adrian antwortete leise: „Weil ich nicht allein bin.“

Der alte Vampir betrachtete ihn.

„Die Menschen.“

Adrian nickte.

Florin lachte leise.

„Menschen und ein Vampir.“ Er schüttelte den Kopf. „Das wird Marton gefallen.“ Dann wurde sein Gesicht plötzlich ernst. „Aber es gibt eine Sache, die du wissen musst.“

Adrian sah ihn an.

Florin beugte sich leicht nach vorne.

„Marton stirbt nicht leicht.“ Seine Augen wurden dunkel. „Wenn ihr ihn angreift ...“ Eine kurze Pause. „... dann müsst ihr ihn endgültig töten.“

Adrian antwortete ruhig: „Das ist der Plan.“

Florin lächelte schwach.

„Dann hoffe ich ...“ Er sah in die Dunkelheit der Stadt. „... dass du stärker bist als die anderen.“

Kapitel 37

Der Geruch des Alten

Der vierte Bezirk war ungewöhnlich ruhig in dieser Nacht. Die Straßen rund um die Karlsplatz-Gegend waren jedoch noch immer belebt genug, dass vereinzelte Menschen unterwegs waren. Ein paar junge Männer verließen eine Bar, ein Taxi fuhr langsam durch die nasse Straße, und irgendwo spielte aus einem offenen Fenster leise Musik.

Doch über Wien lag eine unsichtbare Spannung. Die Nachrichten über das Krankenhaus hatten sich sehr rasch verbreitet. Viele Menschen gingen schneller als sonst. Sie sahen sich öfter um. Als würde irgendwo etwas im Dunkeln warten.

Marton Wurlak ging langsam durch eine Seitenstraße. Seine Schritte waren ruhig. Sein Mantel bewegte sich kaum. Er sah aus wie jeder andere Mann, der spät nachts durch die Stadt ging. Doch seine Augen waren wach. Und uralte.

Plötzlich blieb er stehen. Ein Gefühl durchzuckte ihn. Ein Geruch. Alt. Sehr alt.

Marton lächelte leicht.

„Florin.“

Er flüsterte den Namen fast liebevoll. Der Wind bewegte die Blätter eines Baumes über der Straße.

„Du bist also auch hier.“

Marton hob leicht den Kopf. Er konnte Florin nicht sehen. Noch nicht. Aber er konnte ihn spüren – wie eine entfernte Erinnerung.

Zwei Menschen bogen in die Straße ein. Ein Paar. Sie lachten leise miteinander. Der Mann erzählte etwas, das die Frau offensichtlich lustig fand.

Sie bemerkten Marton erst, als er schon vor ihnen stand. Der Mann runzelte die Stirn.

„Entschuldigung ...“

Marton bewegte sich. Seine Hand packte den Mann an der Brust. Mit unglaublicher Kraft schleuderte er ihn gegen eine Hauswand. Das Knacken der Rippen war deutlich zu hören. Der Mann rutschte langsam zu Boden. Noch lebend. Aber sterbend.

Die Frau begann zu schreien. Marton drehte den Kopf. Seine Augen glühten schwach.

„Bitte!“, stammelte sie.

Der Vampir trat näher. Seine Stimme war ruhig.

„Ich habe heute Abend schon gegessen.“

Die Frau verstand nicht.

Marton beugte sich leicht vor. Dann biss er zu. Das Blut lief sofort über ihren Hals.

Ihre Hände krallten sich in seinen Mantel. Sekunden später sackte ihr Körper zusammen. Marton ließ sie fallen.

Der Mann an der Wand bewegte sich noch schwach. Seine Augen flehten um Hilfe.

Marton betrachtete ihn einen Moment. Dann trat er näher. Mit einer einzigen Bewegung brach er ihm das Genick. Der Körper wurde still.

Die Straße war wieder ruhig. Nur das entfernte Geräusch eines Autos war zu hören.

Marton wischte sich langsam das Blut von den Fingern. Sein Blick wanderte über die Dächer der Stadt. Er spürte Florin noch immer. Und noch etwas anderes: den Geruch eines jüngeren Vampirs. Adrian. Marton lächelte.

„Interessant.“ Er begann, langsam weiterzugehen. „Ein alter Feind.“ Eine kurze Pause. „Und ein junger Verräter.“ Sein Lächeln wurde breiter. „Das wird eine gute Nacht.“

Ein paar Minuten später hörte man in der Ferne wieder Polizeisirenen. Doch Marton war längst verschwunden.

Nur zwei Körper blieben in der dunklen Straße zurück.

Kapitel 38

Zwei weitere Tote

Der Morgen über Wien war grau. Ein kalter Wind zog durch die Straßen des vierten Bezirks, während Polizeifahrzeuge die kleine Seitenstraße abgesperrt hatten. Hinter den Absperrbändern sammelten sich bereits neugierige Menschen.

Ein Streifenwagen stand quer über die Straße. Daneben rauchte Oberinspektor Wolf Ritter eine Zigarette. Sein Gesicht war müde. Neben ihm stand ein junger Beamter, der nervös auf sein Notizbuch sah.

„Wann hat man sie gefunden?“, fragte Ritter.

„Vor etwa vierzig Minuten.“

„Wer hat sie entdeckt?“

„Ein Taxifahrer.“ Der junge Polizist deutete in die Straße. „Er wollte wenden und hat die Frau gesehen.“

Ritter nickte langsam. Dann ging er über den abgesperrten Bereich.

Die beiden Körper lagen noch immer dort. Die Frau lag auf dem Rücken. Ihr Hals war aufgerissen, das Blut hatte sich dunkel auf dem Pflaster gesammelt und war inzwischen teilweise geronnen. Ihre Augen waren offen, der Blick leer. Ein paar Meter entfernt lag der Mann. Sein Körper war gegen die Wand eines Hauses gesunken. Die Haltung wirkte unnatürlich.

Ritter kniete sich neben ihn. Er musste nicht lange suchen. Das Genick war gebrochen. Sauber.

Ritter fluchte leise: „Verdammt!“

Er kannte dieses Muster inzwischen.

Ein weiterer Wagen hielt am Ende der Straße. Dr. Thomas Waldmann stieg aus. Der Pathologe sah kurz zu Ritter hinüber.

„Noch zwei.“

Ritter nickte.

Waldmann trat näher. Er betrachtete zuerst die Frau. Dann kniete er sich neben sie. Seine Finger untersuchten vorsichtig die Wunden.

„Die gleichen Einstiche.“

Ritter seufzte.

„Natürlich.“

Waldmann betrachtete die Wunde genauer.

„Sehr sauber.“

Ritter runzelte die Stirn.

„Sauber?“

„Der Biss.“ Waldmann sah auf. „Das war kein neues Monster.“ Eine kurze Pause.

„Das war er.“

Ritter musste nicht fragen, wen er meinte.

„Marton.“

Waldmann nickte.

Ritter stand auf. Seine Zigarette war längst ausgegangen. Er warf sie auf den Boden. Dann griff er nach seinem Handy.

Waldmann sah ihn an.

„Die Jäger?“

„Ja.“

Ritter wählte die Nummer. Es klingelte kurz. Dann meldete sich Frank Heller.

Ritter antwortete sofort: „Wir haben zwei neue Tote.“

Eine Pause.

Dann fragte Heller: „Derselbe Täter?“

Ritter sah auf die Leichen.

„Oh ja.“

Er sah zu Waldmann. Der Pathologe nickte nur.

Ritter fuhr fort: „Und ich glaube, er wollte, dass wir sie finden.“

Am anderen Ende der Leitung wurde es kurz still.

Dann sagte Heller: „Wir kommen.“

Einige Stunden später traf sich die Gruppe wieder in der Gerichtsmedizin. Die beiden Körper lagen inzwischen auf den Metalltischen der Pathologie. Das Licht der Neonlampen ließ die Haut der Toten noch bleicher erscheinen.

Waldmann stand neben dem Tisch. Ritter, Heller, Westergard und Adele beobachteten ihn.

Der Pathologe deutete auf den Hals der Frau.

„Die Einstiche sind identisch mit den anderen Fällen.“

Heller nickte.

„Marton.“

Waldmann ging zum zweiten Tisch.

„Der Mann hatte keine Bissspuren.“ Er deutete auf den Hals. „Genickbruch.“

Ritter verschränkte die Arme.

„Er hat ihn einfach beiseitegeräumt.“

Waldmann nickte.

„So sieht es aus.“

Eine kurze Stille.

Dann sagte Adele leise: „Er hat euch gespürt.“

Alle sahen zu ihr. Sie sah zu Adrian. Der Vampir stand etwas abseits im Schatten des Raumes. Seine Augen waren ruhig. Doch seine Stimme war ernst.

„Ja.“

Ritter sah ihn an.

„Warum?“

Adrian antwortete ruhig: „Weil er alt ist.“ Eine kurze Pause. Dann fügte er hinzu:
„Und weil er weiß, dass wir ihn jagen.“

Westergard blickte zu den Leichen.

„Das ist seine Antwort.“

Heller nickte.

„Eine Botschaft.“

Ritter sah zu Adrian.

„Was für eine Botschaft?“

Adrian antwortete leise: „Dass er keine Angst hat.“

Eine lange Stille breitete sich im Raum aus.

Dann sagte Ritter langsam: „Das werden wir ändern.“

Kapitel 39

Der alte Feind

Die Gerichtsmedizin war in dieser Nacht ungewöhnlich still. Die Leichen aus dem vierten Bezirk waren bereits untersucht worden und die meisten Mitarbeiter des Gebäudes waren längst nach Hause gegangen. Nur wenige Lampen brannten noch in den Fluren.

In einem der Räume saßen fünf Menschen um einen Tisch. Ritter, Waldmann, Heller, Westergard, Adele, und Adrian.

Niemand sprach. Die Spannung im Raum war greifbar.

Schließlich sagte Adrian ruhig: „Es gibt jemanden, der euch helfen kann.“

Ritter hob den Blick.

„Wer? Noch ein Vampir?“

Adrian nickte.

Ritter verzog das Gesicht.

„Fantastisch.“

Westergard blieb ruhig.

„Wer ist er?“

Adrian antwortete: „Florin Răducanu.“

Heller sah ihn aufmerksam an.

„Der Name sagt mir nichts.“

Adrian sah kurz zum Fenster.

„Er ist über vierhundert Jahre alt.“

Die Reaktion war sofort spürbar. Waldmann stieß leise Luft aus. Ritter schüttelte langsam den Kopf.

„Noch ein Monster.“

Adrian antwortete ruhig: „Kein Monster.“ Dann fügte er hinzu: „Aber er hat schon einmal gegen Marton gekämpft.“

Jetzt wurde es still.

Heller lehnte sich leicht nach vorne.

„Und er lebt noch.“

„Ja.“

Westergard sah Adrian an.

„Sie wollen, dass wir ihn treffen.“

Adrian nickte.

„Er kennt Marton besser als jeder andere.“

Eine Pause.

Dann sagte Adele ruhig: „Bringen Sie ihn!“

Die Tür öffnete sich zwanzig Minuten später. Florin Răducanu trat langsam in den Raum. Die Menschen bemerkten sofort, dass dieser Vampir anders war. Sein Gesicht war schmal und alt, seine Bewegungen ruhig. Seine Augen hatten eine Tiefe, die nur von Jahrhunderten kommen konnte.

Ritter stand sofort auf.

„Langsam!“

Florin hob leicht die Hände.

„Ich komme in Frieden.“

Westergard betrachtete ihn aufmerksam.

„Das hoffe ich.“

Florin trat näher. Er sah sich im Raum um.

„Menschen.“ Dann lächelte er schwach. „Und zwei Polizisten.“

Waldmann runzelte die Stirn.

„Sie wirken überrascht.“

Florin schüttelte leicht den Kopf.

„Nicht überrascht.“ Dann sah er Adrian an. „Nur ... interessiert.“

Florin setzte sich. Seine Hände lagen ruhig auf dem Tisch.

„Also“, sagte er. „Ihr wollt Marton töten.“

Niemand widersprach. Florin nickte langsam.

„Viele haben das versucht.“

Ritter verschränkte die Arme.

„Und?“

Florin sah ihn direkt an.

„Die meisten sind gestorben.“ Der alte Vampir lehnte sich leicht zurück. „Marton ist alt.“ Seine Stimme war ruhig. „Sehr alt. Er wurde in Ungarn verwandelt, vor Jahrhunderten. Damals waren die Wälder dort noch voller Dörfer, die kaum jemand auf Karten fand.“ Florins Blick wurde fern. „Ich habe gesehen, was er getan hat.“

Die Menschen hörten aufmerksam zu.

„Ein Dorf in den Karpaten. Vierzig Häuser.“ Seine Stimme wurde leiser. „Drei Tage später war niemand mehr am Leben.“

Adele flüsterte: „Alle?“

Florin nickte.

„Alle.“ Er sah zu Ritter. „Marton kämpft nicht wie andere Vampire. Er ist stark, schnell, aber vor allem ist er grausam.“

Heller fragte: „Wie tötet man ihn?“

Florin antwortete sofort: „Nicht mit Kugeln.“ Er deutete auf Ritter. „Ihre Pistolen sind nutzlos.“ Dann sah er zu Waldmann. „Metallpflocke ebenfalls.“

Der Pathologe runzelte die Stirn.

„Warum?“

Florin antwortete ruhig: „Sein Körper hat sich verändert.“ Eine Pause. „Über Jahrhunderte.“

Westergard sagte: „Also Holz.“

Florin nickte.

Seine Stimme wurde ernst: „Ein Holzpflöck ins Herz.“ Kurze Stille. Dann fügte er hinzu: „Aber das reicht nicht.“

Ritter sah ihn an.

„Was dann?“

Florins Augen wurden kalt.

„Enthauptung.“ Die Worte hingen schwer im Raum. „Der Kopf muss vom Körper getrennt werden. Erst dann endet es.“

Waldmann fragte leise: „Und danach?“

Florin antwortete ruhig: „Der Körper zerfällt ...“ Eine Pause. „... zu Staub.“

Niemand sprach. Alle im Raum verstanden jetzt, wie schwer der Kampf werden würde.

Florin blickte schließlich zu Adrian.

„Und ihr glaubt, ihr könnt ihn besiegen.“

Adrian antwortete ruhig: „Ja.“

Florin lächelte schwach.

„Dann braucht ihr einen Ort.“

Ritter runzelte die Stirn.

„Was für einen Ort?“

Florin sah zur Decke, als würde er durch das Gebäude hindurchsehen.

Dann sagte er leise: „Marton liebt alte Orte. Orte mit Geschichte, Orte unter der Erde.“ Eine kurze Pause. Dann sagte er: „Katakomben.“

Adrian sah ihn an.

Florin lächelte leicht.

„Und ich glaube, ich weiß, wohin er gehen wird.“

Kapitel 40

Die Katakomben

Die Nacht über Wien war kalt. Der Wind strich über den Stephansplatz, bewegte lose Papierfetzen über das Pflaster und ließ die Glocken des alten Doms leise im Metallgerüst knarren. Der gewaltige Turm des Stephansdoms ragte schwarz in den Himmel.

Doch unter der Kirche lag eine andere Welt. Eine Welt aus Dunkelheit, aus Stein, aus Knochen. Die Katakomben waren älter als viele Häuser der Stadt. Enge Gänge zogen sich tief unter die Erde, vorbei an alten Grüften, Mauern aus bröckelndem Kalkstein und Kammern, in denen seit Jahrhunderten Knochen lagerten. Hier war es immer kalt und immer still.

Marton Wurlak stand am Ende eines dieser Gänge. Die Dunkelheit störte ihn nicht. Seine Augen sahen perfekt.

Neben ihm bewegten sich zwei Gestalten. Die beiden neuen Vampire. Sie waren erst vor wenigen Stunden verwandelt worden. Ihre Bewegungen waren noch unruhig. Der Hunger in ihnen brannte. Der eine war der junge Mann. Seine Kleidung war noch mit Blut befleckt. Die andere war die Frau. Ihre Augen glühten schwach rot in der Dunkelheit.

Marton betrachtete sie.

„Ihr werdet bald sterben.“

Die beiden sahen ihn verwirrt an.

„Warum?“, fragte der junge Vampir.

Marton lächelte.

„Weil wir gesucht und gejagt werden.“

Er ging langsam weiter durch den Gang. Unter seinen Füßen knirschten die Steinchen.

Hier unten war Marton schon einmal gestanden. Vor vielen Jahren. Damals war Wien noch kleiner gewesen. Doch dieser Ort hatte sich kaum verändert. Das gefiel ihm.

„Sie werden kommen“, sagte er ruhig.

Die Frau fragte: „Wer?“

Marton blieb stehen.

„Die Jäger.“ Er sah zurück in den dunklen Tunnel. „Der Polizist, der Arzt, der Priester.“ Eine kurze Pause. „Und der Verräter.“ Seine Stimme wurde leiser. „Adrian.“

Der junge Vampir knurrte.

„Dann töten wir sie.“

Marton lachte leise. Ein kaltes Geräusch.

„Nein.“ Er sah die beiden an. „Ihr haltet sie auf.“

Die Frau verstand langsam.

„Und du?“

Marton lächelte.

„Ich warte ...“ Er blickte in den tiefen Tunnel der Katakomben. „... auf ihn.“

Die beiden neuen Vampire sahen sich nervös um. Der Ort machte selbst ihnen Angst. Zu viele Knochen. Zu viel Dunkelheit. Zu viele alte Geschichten.

Doch Marton wirkte vollkommen ruhig. Er ging tiefer in die Katakomben. Vorbei an alten Grabkammern. Vorbei an Reihen von Schädeln, die in Mauern aufgeschichtet waren.

Schließlich erreichte er eine große unterirdische Kammer. Die Decke war niedrig. Steinbögen spannten sich über den Raum. In den Nischen standen alte Särge.

Marton blieb in der Mitte der Kammer stehen. Er schloss kurz die Augen und spürte die Stadt über sich. Die Menschen, die Angst, die Jagd. Dann öffnete er die Augen wieder. Sein Lächeln war ruhig.

„Kommt!“ Seine Stimme hallte leise durch die Katakomben. „Ich warte.“

Weiter oben auf dem Stephansplatz gingen noch immer Menschen über das Pflaster. Touristen, Nachtschwärmer, Polizisten.

Niemand ahnte, dass tief unter ihren Füßen ein uraltes Monster auf seine Jäger wartete. Und dass die letzte Schlacht der blutigen Nächte Wiens bald beginnen würde.

Kapitel 41

Der Plan für die Schlacht

Die Nacht war noch nicht vorbei. Im Besprechungsraum der Gerichtsmedizin brannte grelles Licht. Auf dem großen Tisch lagen Stadtpläne, Ausdrucke alter Bauzeichnungen und mehrere Fotos. Im Zentrum lag der Plan der Katakomben unter dem Stephansdom.

Ritter betrachtete die Karte.

„Also gut.“ Seine Stimme war ernst. „Wenn er dort unten ist, müssen wir vorbereitet sein.“

Frank Heller nickte.

„Gut vorbereitet.“

Westergard deutete auf den Plan.

„Die Katakomben sind ein Labyrinth.“ Er zeigte auf mehrere Tunnel. „Wenn wir uns dort unten verlieren, sind wir tot.“

Adele verschränkte die Arme.

„Dann verlieren wir uns nicht!“

Florin Răducanu stand am Rand des Tisches. Der alte Vampir betrachtete die Zeichnungen.

„Diese Pläne sind unvollständig.“

Ritter sah ihn an.

„Was meinen Sie?“

Florin deutete auf einen Abschnitt.

„Viele Gänge wurden über Jahrhunderte zugemauert. Und manche wieder geöffnet.“

Waldmann runzelte die Stirn.

„Also kennen wir den Weg nicht genau.“

Florin nickte.

Adrian trat näher. Er legte seine Finger auf die Karte.

„Aber ich weiß, wo er warten wird.“

Alle sahen ihn an.

„Warum?“, fragte Ritter.

Adrian antwortete ruhig: „Weil Marton Orte mit nur einem Zugang bevorzugt.“
Er deutete auf eine größere Kammer. „Hier.“

Florin nickte langsam.

„Das würde zu ihm passen.“

Heller begann, die Waffen auf dem Tisch zu verteilen. Holzpflöcke. Mehrere.

Westergard legte zwei lange Jagdmesser daneben.

„Falls wir ihn enthaupten müssen.“

„Das werden wir müssen“, sagte Adrian.

Ritter betrachtete die Waffen.

„Ich hätte nie gedacht, dass ich so etwas einmal vorbereiten würde.“

Waldmann antwortete trocken: „Ich auch nicht.“

Adele überprüfte ihre Pistole.

„Die Kugeln helfen nur gegen seine Brut.“

Heller nickte.

Westergard nahm einen der Holzpflocke.

„Für Marton selbst brauchen wir das.“

Florin fügte hinzu: „Und danach ...“ Er zog mit dem Finger über seinen Hals. „... der Kopf.“

Stille im Raum.

Ritter sah zu Adrian.

„Wer bringt den Pflock an?“

Adrian antwortete sofort: „Ich.“

Der Polizist sah ihn lange an.

„Warum?“

Adrian antwortete ruhig: „Weil ich der Einzige bin, der schnell und kräftig genug ist.“

Niemand widersprach.

Westergard begann, die Rollen zu verteilen.

„Ritter und Adele sichern den Eingang. Waldmann bleibt hinter uns.“

Der Pathologe sah ihn überrascht an.

„Ich?“

Heller nickte.

„Sie müssen sehen, was passiert.“

Florin lächelte schwach.

„Und vielleicht lernen.“

Adrian sah in die Runde.

„Die neuen Vampire werden zuerst angreifen.“

Florin nickte.

„Marton wird sie vorschicken.“

„Wieso?“, fragte Ritter.

Adrian antwortete ruhig: „Um zu sehen, wie wir kämpfen.“

Der Plan war nun klar. Er war gefährlich. Sehr gefährlich. Doch niemand im Raum sprach darüber.

Ritter sah auf die Uhr.

„Wir gehen in einer Stunde.“

Adele nahm einen Holzpflöck vom Tisch.

„Dann endet es heute Nacht.“

Florin sah zu Adrian.

„Oder wir sterben.“

Adrian antwortete ruhig: „Sehr leicht möglich.“ Dann blickte er auf den Plan der Katakomben. Seine Augen wurden dunkler. „Aber ich möchte das Monster auch mitnehmen.“

Kapitel 42

Der Abstieg

Der Stephansplatz lag still da. Der Wind wehte über das Pflaster und die großen Mauern des Doms ragten dunkel in den Himmel. Nur wenige Touristen waren noch unterwegs. Einige Polizeifahrzeuge standen in den Seitenstraßen, ihre Lichter ausgeschaltet.

Ritter hatte dafür gesorgt, dass der Platz diskret überwacht wurde. Offiziell handelte es sich um eine nächtliche Sicherheitskontrolle. Inoffiziell warteten mehrere Polizisten darauf, dass ihr Vorgesetzter aus den Katakomben zurückkehrte – oder auch nicht.

Der Eingang zu den Katakomben lag hinter einer schweren Metalltür im Inneren des Doms. Der Schlüssel steckte bereits im Schloss.

Ritter öffnete die Tür langsam. Ein kalter Luftzug kam ihnen entgegen. Der Geruch war alt. Staub, Feuchtigkeit und etwas anderes.

Florin trat neben Adrian.

„Der Geruch von Knochen“, sagte der alte Vampir ruhig.

Die Gruppe stand einen Moment schweigend vor der Treppe. Eine schmale Steinstufe führte in die Dunkelheit.

Ritter blickte in die Runde.

„Letzte Chance, umzudrehen.“

Niemand bewegte sich. Heller nahm eine starke Taschenlampe. Westergard zog einen Holzpflöck aus seiner Jacke. Adele überprüfte ihre Pistole. Waldmann schluckte, sagte aber nichts.

Florin atmete schwach ein.

„Dann gehen wir!“

Adrian ging voraus. Seine Augen brauchten kein Licht. Die anderen folgten ihm vorsichtig. Die Treppe war steil. Ihre Schritte hallten leise an den Steinwänden wider. Je tiefer sie gingen, desto kälter wurde die Luft.

Der Lärm der Stadt verschwand. Am Ende der Treppe erreichten sie den ersten Gang. Die Taschenlampen schnitten helle Kegel in die Dunkelheit. Und überall lagen Knochen. Schädel waren in Mauern aufgeschichtet, lange Reihen von Knochen ruhten in alten Steinregalen. Die Katakomben wirkten wie eine unterirdische Stadt der Toten.

Waldmann blieb kurz stehen.

„Unglaublich.“

Florin antwortete ruhig: „Die Menschen haben ihre Toten hier seit Jahrhunderten gelagert.“

Ritter sah sich um.

„Ein perfekter Ort für ein Monster.“

Adrian hob plötzlich die Hand. Alle blieben sofort stehen. Stille, absolute Stille.

Dann hörte man es: ein leises Kratzen. Etwas bewegte sich im Dunkeln eines Seitenganges.

Westergard flüsterte: „Sie sind hier.“

Florin nickte.

Adrian sah in die Dunkelheit. Seine Augen wurden langsam rot.

„Zwei.“

Ritter meinte angespannt: „Die neuen.“

Adrian bestätigte es.

Der Gang vor ihnen war schmal. Die Taschenlampen erfassten nur wenige Meter. Doch dort bewegte sich etwas. Eine Gestalt, dann eine zweite. Langsam traten die beiden neuen Vampire aus dem Schatten. Ihre Augen glühten rot. Der Hunger hatte ihre Gesichter verzerrt.

Der junge Vampir knurrte: „Menschen.“

Die Frau neben ihm lächelte.

„Frisches Blut.“

Adrian trat einen Schritt nach vorne.

„Ihr solltet weglaufen.“

Die beiden Vampire lachten. Dann sprangen sie gleichzeitig vor.

Kapitel 43

Blut und Knochen

Die Katakomben bebten vom ersten Aufprall.

Der junge Vampir sprang vor Adrian mit einer Geschwindigkeit, die für menschliche Augen kaum zu verfolgen war. Adrian warf ihn einige Meter weg, die Kreatur rutschte über den Boden, sprang jedoch etwas benommen wieder auf. Ihre Augen glühten vor Hunger.

Die Vampirin griff gleichzeitig von der Seite an. Adele reagierte sofort. Zwei Schüsse krachten durch den engen Gang. Die Kugeln trafen den Körper der Kreatur, schleuderten sie gegen eine Steinwand. Staub rieselte von der Decke. Doch sie stoppte nicht. Sie sprang weiter.

Westergard trat vor. Der Holzpflöck in seiner Hand blitzte im Licht der Taschenlampen.

Der Vampir riss den Mund auf und fauchte.

Dann prallten sie zusammen. Der Kampf war brutal. Die Kreatur schlug mit einer Kraft zu, die selbst Westergard einen Schritt zurückwarf. Der Schlag traf seine Schulter und das Geräusch von brechenden Knochen hallte durch den Tunnel.

Ritter schoss. Die Kugel traf den Vampir am Kopf. Blut spritzte über die Knochenwand. Doch das Monster lebte noch. Es sprang wieder auf Westergard zu.

Dann war Adrian da. Er packte den Vampir mitten in der Bewegung. Mit übermenschlicher Kraft rammte er ihn gegen eine Steinmauer. Der Aufprall ließ

mehrere Schädel aus den Regalen fallen. Adrian griff nach dem Holzpflöck. Mit einer schnellen Bewegung stieß er ihn tief in die Brust der Kreatur. Der Vampir erstarrte. Sein Körper begann zu zittern. Dann sackte er zusammen.

Die Vampirin war inzwischen auf Ritter gestürzt. Der Polizist fiel rückwärts über einen Haufen alter Knochen. Die Kreatur war sofort über ihm. Ihre Reißzähne blitzten im Licht der Lampen.

Waldmann schrie: „Wolf!“

Ritter schlug mit der Pistole zu. Das Monster riss ihm die Waffe aus der Hand und schleuderte sie gegen die Wand. Dann sah man seine Zähne.

Plötzlich packte Adele die Kreatur von hinten. Die Vampirin schleuderte sie mit brutaler Kraft gegen die Wand. Adele prallte hart gegen den Stein und blieb einen Moment benommen liegen. Die Kreatur wandte sich wieder Ritter zu.

Florin stand einige Meter entfernt. Er beobachtete alles. Adrian hatte ihn zurückgehalten.

„Du kämpfst nicht!“, hatte er gesagt.

Florin verstand, warum. Er war der Zeuge. Der letzte Erzähler. Falls niemand überleben würde.

Die Vampirin über Ritter hob den Kopf. Ihre Zähne waren blutig.

Dann traf sie etwas von der Seite. Heller. Mit einem Holzpflöck. Die Spitze traf die Vampirin mitten in den Rücken. Die Kreatur schrie auf. Ein furchtbares tierisches Geschrei hallte durch die Katakomben.

Doch der Pflock hatte das Herz noch nicht erreicht. Die Vampirin drehte sich um. Ihre Hand packte Heller am Hals. Sie hob ihn mühelos vom Boden. Hellers Füße kratzten über den Steinboden.

Adrian griff ein. Mit einer einzigen Bewegung riss er die Vampirin von Heller weg und schleuderte sie über mehrere Meter durch den Gang. Die Kreatur schlug gegen eine Steinwand. Adrian war sofort über ihr.

Die Vampirin versuchte, aufzustehen. Zu spät. Adrian rammte den Holzpflock mit aller Kraft in ihre Brust. Das Knacken des Brustbeins war deutlich zu hören. Die Vampirin erstarrte. Ihr Körper begann, heftig zu zittern. Dann fiel sie zu Boden – tot.

Die Katakomben wurden wieder still. Nur das Echo des Kampfes hallte noch zwischen den Wänden.

Ritter setzte sich auf einen Knochenhaufen. Er atmete schwer. Adele richtete sich langsam auf. Heller rieb sich den Hals. Westergard hielt sich die verletzte Schulter. Waldmann sah sich um. Überall lagen zerbrochene Knochen. Blut tropfte auf den Steinboden.

Florin trat langsam näher. Seine Augen waren ernst.

„Das waren nur seine Hunde.“

Adrian sah in den dunklen Tunnel vor ihnen. Seine Augen glühten schwach rot.

„Ja.“ Dann sagte er leise: „Jetzt kommt das Böse in Person.“

Kapitel 44

Der König der Dunkelheit

Die Katakomben waren wieder still geworden. Nur das Tropfen von Wasser aus der Decke war zu hören. Der Boden war übersät mit zerbrochenen Knochen, Staub und dem dunklen Blut der beiden neuen Vampire.

Adrian stand einen Moment regungslos da. Seine Augen waren auf den dunklen Tunnel vor ihnen gerichtet.

„Er ist dort.“

Ritter richtete sich langsam auf.

„Woher wissen Sie das?“

Adrian antwortete nicht sofort.

Dann sagte er ruhig: „Ich spüre ihn.“

Florin nickte leise.

„Ich auch.“

Der Gang vor ihnen wurde breiter. Die Taschenlampen warfen lange Lichtkegel über die Steinwände. Je weiter sie gingen, desto älter wirkten die Mauern. Einige der Steine waren schwarz vor Feuchtigkeit, andere bröckelten bereits unter der Last der Jahrhunderte.

Dann öffnete sich der Tunnel. Eine große unterirdische Kammer lag vor ihnen. Die Decke war gewölbt, getragen von alten Steinbögen. Der Raum wirkte wie ein unterirdischer Friedhof.

In der Mitte stand eine Gestalt. Marton Wurlak. Er war vollkommen ruhig. Sein dunkler Mantel hing schwer über seine Schultern. Sein Gesicht war bleich, doch seine Augen glänzten im Licht der Taschenlampen. Er lächelte leicht.

„Ihr habt länger gebraucht, als ich dachte.“

Seine Stimme hallte ruhig durch die Kammer. Ritter hob sofort seine Pistole.

Marton sah sie an. Dann lachte er leise.

„Immer noch diese Spielzeuge.“

Er sah zu Adrian.

„Du hast Menschen mitgebracht.“

Adrian trat einen Schritt vor.

„Du hast keine mehr.“

Martons Lächeln wurde breiter.

„Ich brauche keine.“

Eine lange Stille breitete sich aus. Dann ging Marton langsam ein paar Schritte. Seine Bewegungen waren elegant, kontrolliert.

Florin trat leicht zurück.

Marton bemerkte ihn sofort. Seine Augen wurden schmal.

„Florin.“ Der Name klang fast überrascht. „Du lebst noch.“

Florin antwortete ruhig: „Schade für dich.“

Marton lächelte.

„Ich habe dich immer gemocht.“

Dann sah er wieder zu Adrian.

„Und du ...“ Seine Stimme wurde leiser. „Du bist stärker geworden.“

Adrian blieb ruhig.

„Du bist schwächer.“

Marton lachte laut. Das Echo rollte durch die Katakomben.

„Ich habe Städte brennen sehen.“ Er breitete leicht die Arme aus. „Und du glaubst, du kannst mich hier töten?“

Heller trat neben Adrian.

„Wir versuchen es.“

Marton sah ihn an. Sein Blick war neugierig.

„Der Arzt.“ Dann zu Westergard: „Der verlorene Priester.“ Seine Augen wanderten weiter. „Der Polizist. Und die schöne Frau.“ Er lächelte wieder. „Wie interessant.“

Ritter knurrte: „Red nicht so viel.“

Marton ignorierte ihn. Sein Blick blieb auf Adrian.

„Du weißt, wie das endet.“

Adrian antwortete ruhig: „Ja.“

Marton nickte langsam.

„Dann komm!“

Die Taschenlampen zitterten leicht. Und in der Mitte des Raumes standen zwei Vampire einander gegenüber.

Der Kampf, der über Jahrhunderte gewartet hatte, ausgetragen zu werden, begann.

Kapitel 45

Blut der Jahrhunderte

Die Katakomben lagen still. Nur das Tropfen von Wasser und das entfernte Echo der Stadt über ihnen war zu hören.

Dann bewegte sich Marton. Zu schnell für menschliche Augen. Der erste Schlag traf Adrian wie ein Rammbock. Beide Vampire krachten gegen eine Knochenwand. Alten Schädel und Rippen flogen auseinander und rollten über den Steinboden.

Adrian schlug sofort zurück. Seine Faust traf Martons Gesicht mit solcher Wucht, dass selbst Florin unwillkürlich einen Schritt zurücktrat. Das Geräusch von brechenden Knochen hallte durch die Gruft.

Doch Marton lachte. Blut lief aus seinem Mund.

„Gut.“

Dann packte er Adrian am Hals und schleuderte ihn über mehrere Meter durch die Kammer. Adrian schlug gegen einen Steinsarkophag. Der Deckel zerbrach, und ein Haufen alter Knochen ergoss sich über ihn.

Ritter hob seine Pistole.

„Jetzt!“

Er schoss. Die Kugeln trafen Marton in Rücken und Schulter. Der Vampir reagierte kaum. Er drehte sich langsam um. Seine Augen glühten rot.

„Du nervst.“

Mit einer einzigen Bewegung sprang er über mehrere Meter durch die Luft. Seine Hand traf Ritter an der Brust. Der Polizist wurde gegen eine Wand geschleudert und blieb benommen liegen.

Adele feuerte sofort. Zwei Schüsse trafen Martons Kopf. Blut spritzte.

Doch Marton stand noch. Er bewegte sich auf sie zu. Langsam.

„Mutig.“

Dann schlug er zu. Der Schlag traf Adele an der Seite. Sie prallte gegen einen Steinbogen und rutschte zu Boden.

Westergard stürmte vor. Der Holzpflöck in seiner Hand zielte direkt auf Martons Herz. Marton fing seinen Arm in der Luft ab. Seine Finger zerdrückten Westergards Handgelenk. Das Knacken der Knochen war deutlich zu hören. Westergard schrie auf.

Marton lächelte.

„Menschen ...“

Dann schleuderte er ihn gegen einen Knochenhaufen.

Heller versuchte, ihn von hinten zu treffen. Doch Marton spürte ihn. Er packte den Arzt am Kragen und hob ihn mühelos vom Boden.

„Du bist also der berühmte Doktor.“

Heller keuchte.

Martons Reißzähne blitzten im Licht.

„Ich habe von dir gehört.“

Dann traf ihn etwas mit voller Wucht.

Adrian. Er war wieder aufgestanden. Seine Augen glühten jetzt tiefblutrot. Er riss Marton von Heller weg und schlug ihn mit brutaler Kraft gegen eine Steinwand. Die Mauer brach, Steine fielen zu Boden.

Jetzt kämpften zwei Monster. Ihre Bewegungen waren so schnell, dass die Menschen nur Schatten sahen. Schläge. Knacken von Knochen. Blut spritzte über die Wände der Gruft.

Marton traf Adrian mit einem Schlag, der selbst einen Vampir taumeln ließ. Adrian schlug zurück. Seine Hand riss Martons Mantel auf. Der Holzpflöck in seiner anderen Hand wurde sichtbar.

Marton erkannte ihn. Sein Lächeln verschwand. Zum ersten Mal.

„Ah!“

Florin beobachtete alles. Seine Augen waren ruhig. Doch seine Stimme war klar.

„Jetzt.“

Marton sprang. Seine Klauen rissen Adrians Schulter auf. Blut spritzte. Doch Adrian hielt stand. Er packte Marton am Arm. Mit einer Bewegung, die selbst Florin überraschte, rammte er den Holzpflöck tief in Martons Brust. Das Geräusch war brutal. Holz brach durch Knochen, durch Fleisch, durch das Herz.

Marton erstarrte. Seine Augen weiteten sich. Zum ersten Mal zeigte sich echte Wut.

„Du...“

Sein Körper begann zu zittern. Doch er lebte noch.

Adrian sah zu Westergard.

„Jetzt!“

Der Priester kämpfte sich auf die Beine. Seine verletzte Hand zitterte. Doch er griff nach dem langen Jagdmesser. Mit einem letzten Schritt trat er vor Marton. Der Vampir war aufgespießt. Seine Augen brannten vor Hass.

„Menschen ...“

Westergard antwortete leise: „Amen.“

Dann schlug er zu. Das Messer schnitt tief durch Martons Hals. Ein zweiter Stoß, dann ein dritter. Schließlich trennte sich der Kopf vom Körper.

Der Moment danach war unheimlich still. Martons Körper stand noch einen Augenblick. Dann begann er zu zerfallen. Die Haut wurde grau. Die Muskeln lösten sich auf. Innerhalb weniger Sekunden blieb nur noch Staub. Der Kopf zerfiel zuletzt und verschwand ebenfalls.

Die Katakomben waren wieder ruhig.

Adrian sank auf ein Knie. Sein Körper war schwer verletzt. Ritter stand langsam wieder auf. Adele stützte sich an einer Wand. Heller atmete schwer. Westergard ließ das Messer fallen.

Florin trat näher. Er betrachtete den Staub auf dem Boden.

Dann sagte er leise: „Nach so vielen Jahrhunderten ...“ Eine Pause. „... ist er endlich tot.“

Kapitel 46

Staub

Der Staub, der einmal Marton Wurlak gewesen war, lag noch immer auf dem Steinboden der Gruft. Ein leichter Luftzug bewegte ihn kaum sichtbar zwischen den Knochen. Niemand sprach.

Der Kampf hatte nur wenige Minuten gedauert. Doch die Müdigkeit, die jetzt in den Körpern der Überlebenden lag, fühlte sich an wie das Ende einer langen Reise.

Ritter setzte sich auf einen Steinblock.

„Verdammt!“ Seine Stimme war heiser. „Das glaubt uns später sowieso keiner.“

Adele lächelte schwach. Heller untersuchte Westergards verletzte Hand, während Waldmann noch immer auf den Staub am Boden blickte.

Der Pathologe schüttelte langsam den Kopf.

„Ich habe viele Dinge in meinem Leben gesehen ...“ Er sah zu Ritter. „... aber das ...“

Er fand kein Wort dafür.

Florin Răducanu stand still neben Adrian. Der junge Vampir kniete noch immer auf einem Bein. Seine Schulter blutete, doch die Wunde begann sich bereits langsam zu schließen. Florin betrachtete ihn lange.

Dann sagte er ruhig: „Du hast ihn wirklich getötet.“

Adrian antwortete nicht. Sein Blick lag auf dem Staub. Dort, wo Marton gestorben war.

Florin fuhr fort: „Viele haben es versucht.“ Eine kurze Pause. „Du bist der Einzige, der es geschafft hat.“

Adrian stand langsam auf.

„Er hätte es auch getan.“

Florin lächelte leicht.

„Vielleicht.“ Dann sah er ihn ernst an. „Aber du weißt, was das bedeutet.“

Adrian sah ihn an.

„Ja.“

Die Gruppe bemerkte, dass die beiden Vampire miteinander sprachen.

Ritter trat näher.

„Was bedeutet das?“

Florin sah ihn ruhig an.

„Marton war alt, sehr alt.“

Der Polizist nickte.

„Das haben wir gemerkt.“

Florin blickte zu Adrian.

„Und er war der Ursprung.“

Die Worte ließen die Gruppe still werden.

Adele fragte leise: „Ursprung?“

Florin erklärte ruhig: „Seine Blutlinie.“

Waldmann runzelte die Stirn.

„Was meinen Sie damit?“

Florin sah wieder zu Adrian.

„Der Vampir, der Adrian erschaffen hat ...“ Eine kurze Pause. „... war ebenfalls ein Geschöpf Martons.“

Jetzt verstand Heller langsam.

„Also ...“

Florin nickte.

„Ja.“ Seine Stimme blieb ruhig. „Marton war der Ursprung dieser Linie.“

Ritter sah Adrian an.

„Und was bedeutet das für Sie?“

Florin antwortete statt ihm: „Wenn der Ursprung stirbt ...“ Stille. „... endet seine Linie.“

Dann sagte Waldmann langsam: „Das bedeutet ...“

Florin nickte.

„Adrian wird sterben.“

Ritter starrte ihn an.

„Das ist Ihr Ernst.“

Florin sah zu Adrian.

„Nicht sofort.“ Seine Stimme wurde sanfter. „Aber bald.“

Adrian reagierte ruhig. Fast erleichtert.

Adele sah ihn an.

„Und danach?“

Florin antwortete leise: „Danach ... wird er wieder Mensch.“

Der Satz hing schwer im Raum.

Ritter sah Adrian lange an.

„Sie haben uns also geholfen, obwohl Sie wussten, dass es Sie tötet.“

Adrian antwortete ruhig: „Ja.“

Der Polizist schüttelte langsam den Kopf.

„Verdammt!“

Florin sah noch einmal auf den Staub.

Dann sagte er leise: „In alten Geschichten gibt es einen Satz.“

Alle hörten zu. Der alte Vampir lächelte schwach.

„Manchmal ...“ Er sah zu Adrian. „... sind die Söhne stärker als die Väter.“

Die Gruppe stand noch eine Weile schweigend in der Gruft. Dann ging sie langsam zurück durch die Katakomben. Der Weg nach oben wirkte plötzlich länger. Doch irgendwann erreichten sie die Treppe. Und darüber wartete die Nacht.

Der Wind wehte über den Platz vor dem Stephansdom. Die Stadt lebte wieder. Menschen gingen über das Pflaster. Autos fuhren durch die Straßen. Niemand wusste, was tief unter ihren Füßen geschehen war.

Nur sechs Menschen kannten die Wahrheit – und ein alter Vampir, der sie irgendwann weitererzählen würde.

Epilog

Zwei Tage später

Der Morgen über Wien war ruhig.

Der Himmel war klar und die ersten Sonnenstrahlen fielen über die Dächer der Stadt. Menschen gingen über die Straßen, Cafés öffneten ihre Türen und der Duft von frischem Gebäck lag in der Luft. Das Leben war zurückgekehrt.

Die Nachrichten über das „Monster von Wien“ waren bereits wieder aus den Schlagzeilen verschwunden. Offiziell hatte es nie Vampire gegeben. Nur einen Serienmörder. So lautete zumindest der Bericht.

Adrian Falk saß auf einer Bank am Rand des Platzes vor dem Stephansdom. Die Sonne fiel auf sein Gesicht. Er schloss genüsslich die Augen.

Schritte näherten sich. Adrian öffnete die Augen. Die Gruppe kam über den Platz. Ritter ging voran. Der Polizist sah müde aus, aber seine Augen wirkten ruhiger als noch vor einigen Tagen. Neben ihm lief Waldmann. Der Pathologe betrachtete die Stadt, als würde er sie mit neuen Augen sehen. Heller und Westergard folgten. Adele ging etwas hinter ihnen. Als sie Adrian sah, blieb sie kurz stehen. Dann ging sie weiter.

Ritter setzte sich neben Adrian auf die Bank.

„Also ...“ Er sah ihn kurz an. „Sie sehen ... normal aus.“

Adrian lächelte leicht.

„Ich bin es auch.“

„Wo ist Florin geblieben“?

„Er ist wieder zurück nach Rumänien, dort fühlt er sich am wohlsten ...“

Waldmann betrachtete ihn aufmerksam.

„Ihr Herz schlägt.“

Adrian nickte.

Der Pathologe schüttelte langsam den Kopf.

„Unglaublich!“

Heller verschränkte die Arme.

„Und was machen Sie jetzt?“

Adrian dachte kurz nach. Dann sah er über den Platz. Menschen liefen durch das Sonnenlicht. Kinder lachten. Ein Straßenmusiker spielte Geige.

„Ich weiß es noch nicht“, sagte Adrian ruhig. „ich nehme mir die Zeit, die ich damals nicht hatte.“

Adele stand inzwischen neben Adrian. Der Wind bewegte ihr blondes Haar leicht.

„Also ...“ Sie sah ihn an. „... ein neues Leben.“

Adrian nickte. Eine kurze Stille entstand.

Dann sagte Adele: „Wenn du möchtest ...“ Sie sah kurz über den Platz. „... könnten wir irgendwann einen Kaffee trinken.“

Adrian lächelte.

„Das würde ich gerne.“

Ritter stand auf.

„Gut.“

Er klopfte Adrian leicht auf die Schulter.

„Versuche, kein Monster zu werden!“

Adrian antwortete trocken: „Ich gebe mir Mühe.“

Die Gruppe begann sich langsam zu verabschieden. Ritter und Waldmann gingen zurück Richtung Polizeipräsidium. Heller und Westergard sprachen leise miteinander. Nur Adele blieb noch einen Moment. Sie sah Adrian an.

„Wir sehen uns.“

Adrian nickte.

Dann ging auch sie.

Adrian blieb allein auf der Bank sitzen. Es war ein seltsames Gefühl, warm, lebendig. Seine Haut war wieder menschlich. Sein Herz schlug langsam, ruhig. Er spürte die wärmenden Sonnenstrahlen – zum ersten Mal seit einem Jahrhundert.

Ende